

## 5.2 Gestaltungshorizonte: Entwürfe gelingenden Zusammenlebens

---

Die Bewältigung der Klimakrise als »Metakrise« (Leggewie & Welzer, 2011, S. 20) bietet aus Sicht der Forschungspartner\*innen ein Gelegenheitsfenster für eine »Meta-Utopie«, dem »guten Leben für alle«. Insofern wird die Klimakrise zum Anlass genommen, Bedingungen eines erfüllenden und zufriedenstellenden menschlichen Daseins zu reflektieren.

Die hier beleuchteten Visionen<sup>1</sup> lassen sich entlang verschiedener Dimensionen und Trennlinien sortieren, von denen wir vier an dieser Stelle genauer in den Blick nehmen wollen (für weiterführende Ausführungen zu Dimensionen siehe Kap. 5.5, auch für eine Aufschlüsselung verschiedener Modi der Imagination erwünschter Zukünfte u.a. des Wünschens und Träumens, Hoffens und Auslotens). Erstens entlang der Dimension des Elaborations- und Konkretisierungsgrads: Neben dem messbaren und konkreten 1,5-Grad-Ziel findet sich z.B. eine maximal allgemein gehaltene Anvisierung von »Zukunft« als inhärent positiv ausgedeutetem Verheißen gegenstand (wie auch in der Bezeichnung »Fridays for Future«). Was darunter spezifischer zu verstehen ist, erscheint den Teilnehmenden teils so offensichtlich, dass sie dies nicht weiter ausbuchstabieren. Weiterhin ist zweitens die zugeschriebene Plausibilität kritisch, inwieweit die Vorstellungen also an pragmatische Realisierbarkeitsüberlegungen anknüpfen und sich das imaginierende Zukünftige durch das Gegenwärtige determiniert. Hierzu ist vorweggreifend anzumerken, dass das utopische Zukünftige oftmals – wie im Abschnitt zur »Erträumbarkeit bzw. Imaginierbarkeit« ausgeführt (5.4.2) – als wenig plausibel und damit verbunden schwer imaginierbar eingeordnet wird. Die dritte hiermit verbundene Dimension ist die zwischen prozess- und ergebnis- bzw. zielbezogenen Zukunftsimaginationen: Hier sind also in unterschiedlichem Maße Wege hin zu sozialökologischen Zukünften (auch von einer zeitlich näheren hin zu einer ferneren Zukunft) oder aber erwünschte Zukunftshorizonte Gegenstand. Eine vierte, für die Imagination des Erwünschten spezifische Trennlinie verläuft entlang negativ und positiv formulierter Visionen. So wird vielfach auf die Eindämmung des Klimawandels als Ziel verwiesen, konkretisiert etwa im 1,5-Grad-Ziel,

---

<sup>1</sup> Ich verstehe »Visionen« und »Verheißen« hier im säkularisierten Sinne als Imaginationen erwünschter Zukünfte.

teils wird aber auch die Unabwendbarkeit verheerender Klimawandelfolgen betont. So fordert eine Diskutantin, »[...] dass wir uns damit abfinden müssen, dass es passiert und ähm schauen, wie wir uns eben daran anpassen können. Und wie wir eben überleben können auch als (...) @Menschheit@« (Gr. 6, S. 3). Insofern rückt sie, die das verhängnisvolle Voranschreiten der Klimakrise für ausgemacht hält, die Vermeidung des Aussterbens der Menschheit durch Anpassungsmaßnahmen als Ziel in den Vordergrund<sup>2</sup> (eine Aussicht, die – so kann das Lachen zum Schluss der Passage interpretiert werden – in ihrer Drastik und Alltagsferne eine komische Note aufweist). Während das Erwünschte hier negativ formuliert wird, diskutieren Felix (»FD«) und Inge (»II«) positive Potenziale der Anpassung an die Klimawandelzuspitzung:

- 52 FD: Ja ich glaub das ist in ne ähnliche Richtung, aber ich  
 53 glaube, dass dann auch dadurch, dass du halt ähm, (...)  
 54 salopp gesagt, dadurch, dass sich die Konflikte  
 55 zuspitzen auch und dadurch, dass die Menschen irgendwie  
 56 enger zusammenleben, glaub ich, werden sich auch  
 57 irgendwie neue äh Arten des Zusammenlebens entwickeln,  
 58 also müssen sich ja zwangsläufig irgendwie. [...] (Gr. 4)
- 361 II: [...] Äh, und das wird unter einem, (...) ich sach ja,  
 362 jetzt mal Druck von äh, äh, ich sach mal  
 363 Klimaereignissen, sich wahrscheinlich auch noch  
 364 verstärken, sich gegenseitig wieder mehr zu beachten,  
 365 sich zu helfen, sich zu unterstützen aus der Not  
 366 heraus, dass einige Dinge den Bach runtergehen und  
 367 existenzielle Bedrohungen entstehen werden. [...] (Gr. 9)

Die erwartete, nicht mehr gänzlich aufhaltbare Verschärfung der Klimakrise sehen manche Teilnehmende demnach als Chance für ein neues Miteinander, um also auch im übertragenen Sinne angesichts schwindenden Lebensraums »zusammenzurücken« und sich angesichts existenzieller Nöte miteinander zu solidarisieren (siehe auch S. 214f.). In diesem Kapitel schwingt eine Deutung als Chance an vielen Stellen mit: Die Notwendigkeit zur Klimawandeleindämmung und (wie in den obigen Zitaten betont) Klimawandelanpassung kann demnach den Anstoß zur Realisierung von Visionen eines guten Lebens und Zusammenlebens geben. Darin, dass damit am Horizont der Katastrophe ein Hoffnungsstreifen schimmert, lässt sich eine Anlehnung an das klassisch-religiöse Motiv der Apokalypse erkennen.

Zuerst sollen in den folgenden Ausführungen in Szenarien kollektiver Selbstbeschränkung eingebettete subjektzentrierte Entwürfe des sowohl moralisch als auch psychologisch »guten Lebens« Gegenstand sein (Abs. 5.2.1). Im zweiten Abschnitt (5.2.2) werden verschiedene Bereiche des gelingenden Zusammenlebens aufgeschlüsselt.

<sup>2</sup> Dies lässt an den postapokalyptischen Diskurs denken (Cassegård & Thörn, 2018, 2022), dessen Grundprämissen ja – in Abgrenzung zum apokalyptischen Diskurs – die Gegenwärtigkeit und Unabwendbarkeit der Klimakatastrophe ist (siehe S. 80ff.).

Daran schließen Ausführungen an, in denen ich beleuchte, wie die Teilnehmenden Entwürfe erwünschter Zukünfte (in denen die kollektive und individuelle Dimension ineinander verschränkt sind) mit der üblicherweise der Moderne oder »Vormoderne«<sup>3</sup> zugeschriebenen Bedingungen und Auffassungen relationieren (Abs. 5.2.3).

### 5.2.1 Das subjektzentrierte »gute Leben« im Rahmen von Szenarien kollektiver Selbstbeschränkung

Das Nachdenken über die Konsequenzen des eigenen Handelns für räumlich und zeitlich entfernte Andere ist in der Ökologiebewegung zum moralischen Imperativ geronnen. Unter den Befragten dominiert dabei weitestgehend die Ansicht, dass eine Fortschreibung der Individualisierung der Nachhaltigkeit nicht zielführend ist.<sup>4</sup> Aus dieser Sicht bedarf es vielmehr geeigneter Rahmenbedingungen, innerhalb derer eine dekarbonisierte Lebensführung für den Einzelnen ein Leichtes und nicht – wie derzeit noch – mühsam und in letzter Konsequenz nicht umsetzbar ist. Weiterhin zielen diese Rahmenbedingungen im Grob der Teilnehmendenimaginationen weniger auf eine technologisch ermöglichte Entkopplung vom Ressourcenverbrauch als vielmehr auf eine *kollektive Begrenzung des Ressourcenverbrauchs*. Dies bedeutet für die Mehrheit der Bewohner\*innen der westlichen Welt also eine »kollektive Selbstbeschränkung« (Horn & Bergthaller, 2020, S. 115). Welche Maßnahmen zur Klimawandeleindämmung nun zu ergreifen sind, scheint vielen Befragten auf der Hand zu liegen, so allgegenwärtig ist die Beschäftigung damit. So äußert Mona, dass »alle Lösungen« vorhanden seien, doch darauf harrten, in die Tat umgesetzt zu werden (Gr. 10, S. 3). Andererseits artikulieren Teilnehmende – die Diskussion rekapitulierend – Erstaunen darüber, wie »mega komplex« sich die Lösungs-suche angesichts konfliktierender Werte gestaltet (Gr. 5, S. 21). Die im Material genannten Forderungen und Lösungsvorschläge sind wohlbekannt und vielbesprochen, sollen hier aber der Vollständigkeit halber dennoch aufgeführt werden: Dazu zählen die CO<sub>2</sub>-Reduktion und letztlich CO<sub>2</sub>-Neutralität in Industriezweigen wie z.B. der Stahlproduktion, aber auch beim Bauen, Wohnen und Reisen, was teils unter die Überbegriffe der Energie- und Verkehrswende gefasst werden kann. Des Weiteren wird hierunter in den Ausführungen die Ausweitung von Praxen des Teilens, Leihens und Reparierens verstanden, aber auch die Produktion von »langlebigen Produkten« (Gr. 5, S. 3) – schlicht eine Abkehr von der Konsum-, Überfluss- und Wegwerfgesellschaft. Auch eine saisonale und regionale, fleisch- und milcharme Nahrungsmittelversorgung und der umweltverträgliche Anbau von Nahrungsmitteln sind Bestandteil der ökologischen Vision. Ida gibt

3 Wir haben es dabei mit einer in den Geschichtswissenschaften nicht unumstrittenen, durchaus problembehafteten Periodisierungskategorie als Gegenfolie zu der ihrerseits nicht reifikatorisch zu fassenden Kategorie der Moderne zu tun (vgl. z.B. Knöbl, 2020; Kohl & Patzold, 2016).

4 Passend dazu geht ja auch das Konzept des CO<sub>2</sub>-Fußabdrucks – als Sinnbild der Individualisierung der Nachhaltigkeit – auf eine Kampagne von BP (British Petroleum) zurück: Mit der Veröffentlichung eines Fußabdruck-Rechners im Jahr 2004 hat BP also dazu beigetragen, die öffentliche Aufmerksamkeit weg von den eigenen klimaschädlichen Aktivitäten auf die Emissionen des oder der Einzelnen zu lenken (siehe z.B. Fieber & Konitzer, 2021).

hierzu z.B. an, sich vorzustellen, dass es in einer sozialökologischen Zukunft im großen Stil so zugehen könnte, wie sie es bei ihrer Arbeit auf dem Wochenmarkt beobachtet (Gr. 12, S. 5f.). Darüber hinaus umfasst das »ökologische Projekt« spezifische Maßnahmen zum Arten- und Landschaftsschutz wie die Begrenzung menschlichen Lebens- und Wirtschaftsraums zugunsten anderer Arten. Zur Umsetzung solcher und weiterer Maßnahmen ist aus Sicht der Klimabewegten staatliche Regulierung und damit ein aktiv in das Marktgeschehen eingreifender Staat vonnöten (z.B. Gr. 1, S. 15). Debattiert wird jedoch, welche Wege einzuschlagen sind, um den Gesellschaftsvertrag solchermaßen zu verändern (siehe hierzu Kap. 5.3).

Wenn es in den Gesprächen um die Etablierung zukunftstauglicher Strukturen in der hiesigen Überflussgesellschaft geht – und damit kommen wir zum eigentlichen Schwerpunkt dieses Abschnitts –, dann wird oftmals im gleichen Atemzug eine Umdeutung als *Gelegenheitsfenster für das »gute Leben«* vorgenommen, z.B. seitens Anton (»AC«):

62 AC: [...] dass einfach wieder natürlich die Lebensqualität  
 63 sich weiter steigert und einfach mehr diese (.)  
 64 nachhaltige Transformation auch nicht zum als, (.) als  
 65 Last dargestellt äh ähm auch empfunden wird, sondern  
 66 einfach als positiver Effekt, als positiver Effekt, um  
 67 wieder mit Leuten ins Gespräch zu kommen, um irgendwie  
 68 wieder seine Zeit mehr zu genießen //SF: mhm//. [...] (Gr.  
 3)

Auf der Ebene der Außendarstellung sowie der individuellen Wahrnehmung wünscht sich Anton also eine positive Bewertung der Transformation – anders als es s.E. heute noch der Fall ist (»als Last dargestellt«, Z. 64f.). Nicht die Nachhaltigkeitsziele selbst geraten damit in den Blick, sondern die für das Subjekt unmittelbar erfahrbaren Wirkungen. So ergeben sich im Rahmen nachhaltiger Strukturen und Praktiken (man denke etwa an das Teilen, Reparieren oder Leihen von Dingen) zusätzliche Gelegenheiten zur sozialen Interaktion und zum »Zeitgenuss« (womit er also an den Zeitwohlstandsdiskurs anknüpft). Hieran anschlussfähig zeigt sich an anderer Stelle, dass Artikulationen zum Teilen von Dingen und zur Vergemeinschaftung bruchlos ineinander übergehen (z.B. Gr. 1, S. 5). Statt einen sozialökologisch verträglichen Lebensstil also in erster Linie mit Verzicht in Verbindung zu bringen<sup>5</sup>, wird darin in den Ausführungen eine Möglichkeit zur Vermehrung individuellen und allgemeinen Wohlergehens durch die Priorisierung psychosozialer zugunsten künstlich evoziert Konsumbedürfnisse gesehen. In anderen Worten: Den Gesprächspartner\*innen schwebt vor, dass Menschen hierzulande in ihrem

5 Vergleicht man die Gesprächsdaten mit den Bewegungsdokumenten, so fällt auf, dass dem Vorwurf des Freiheitsentzugs und unangemessenen Verzichts durch grüne Politik hier vor allem defensiv und umdeutend, dort aber auch offensiv begegnet wird, z.B. wenn Luisa Neubauer im Gespräch mit dem Journalisten Bernd Ulrich Folgendes (2021, S. 53) sagt: »Im Moment wird impliziert, dass die größtmögliche Zumutung aka Freiheitseinschränkung für die Menschen eine konsequente 1,5-Grad-Politik wäre. Man fragt dann: ›Geht Klimaschutz nur durch Verzicht? Nur, das geht so nicht auf. Die größte Zumutung ist die anhaltende und auch zunehmende ökologische Degradiierung, die auf jeden unserer Lebensbereiche unerträgliche Auswirkungen hat.«

Ressourcenverbrauch ein genügsameres, in nicht-materiellen Belangen aber reicheres Leben führen könnten. Der Wert des Gemeinschaftlichen – d.h. auf Individuumsebene die glückbringende Selbstentfaltung als Gemeinschaftswesen – wird von Ina (»IA«) und Elias (»EA«) in der folgenden Gruppendiskussionspassage den Auswüchsen des Materialismus und Konsumismus gegenübergestellt:

748 IA: [...] Und wenn man das (.) schaffen würde  
 749 umzudefinieren, Glück ist nich (1) mehr, sondern Glück  
 750 is (1) besser oder Glück is (.) ähm (.) vielleicht nich  
 751 der Flachbildfernseher, sondern  
 752 EA: L@(.)@ @der so groß is, dass man  
 753 gar nich mehr genug Platz hat, um die Couch weg davon  
 754 zu rücken@  
 755 IA: L@genau@,  
 756 sondern, sondern eben mit, mit mehreren Leuten davor zu  
 757 sitzen, dass man dann eben die Gemein-, Gemeinschaft  
 758 vor dem Fernseher mehr wertschätzt als den Fernseher an  
 759 sich oder so. [...] (Gr. 1)

Am Beispiel eines Textes von Lukas, der im Zuge einer Zukunftsschreibwerkstatt entstand<sup>6</sup>, wollen wir nun verschiedene Facetten des »guten Lebens« ausleuchten:

Im Jahr 2050 bin ich 55 Jahre alt. Nach alten Meinungen nach müsste ich jetzt in meinen ›besten‹ Jahren sein. Noch jung genug für alles Mögliche, aber ausreichend erfahren, um berufliche Spitzenleistungen zu erbringen. Das würde mir dann Macht und viel Geld (= noch mehr Machtoptionen) bescheren, womit ich mir die schönen Dinge der Welt endlich leisten könnte. Zeitgleich würde ich mit meiner großen Motivation nicht unbedingt merken wie ich oftmals mehr als 60 Stunden in der Woche mit beruflichen Dingen zubringe. Nur, dass – zum Glück – nicht alles so nach den alten Meinungen gekommen ist. Ich bin zwar dennoch 55 Jahre alt geworden – Dank dafür – und gehe auch beruflichen ›Pflichten‹ nach. Doch diese ›Erwerbsarbeit‹ nimmt nicht mehr so viel Raum in meinem Leben ein – 10 bis 20 Stunden in der Woche stifteten Sinn, bringen mir ausreichend Geld für meinen bescheidenen Lebensunterhalt ein, aber eröffnen mir so viele Möglichkeiten außerhalb der Erwerbsarbeit kreativ, bedeutungsvoll zu wirken und nach gesellschaftlichem Wohlergehen zu streben. Konkreter gesprochen heißt das, dass ich viel Zeit habe, um hochwertige Lebensmittel in Bio-Qualität anzubauen. Das geschieht zum Glück nicht in Einzelkampf, sondern wird von einer solidarischen Gemeinschaft aus Menschen getragen. Generell ist das Konzept von handarbeitsintensivem Anbau von besonders Gemüse sehr verbreitet geworden. Das Modell der fossil-betriebenen industriellen Landwirtschaft hatte einfach keinen Platz mehr in

6 Es handelt sich, nebenbei bemerkt, um einen eher untypischen Zukunftsschreibwerkstatttext insofern als hierin nicht wie instruiert ein »Tag im Jahr 2050« skizziert wird.

einer decarbonisierten Welt. Heute müssen wir einfach mit ganz wenigen Treibhausgas-Emissionen auskommen und die ›Not‹ hat erfinderisch gemacht. Nicht aber zu einem schlechteren, sondern zu einem Guten. Da es heute viel weniger gibt bzw. in langamer Form, wofür man sein (vieles) Geld mit einer 60-Stunden-Woche früher hätte ausgeben können (Waren, Dienstleistungen, Reisen...), haben viele Menschen angefangen die Erwerbsarbeit runterzuschrauben und viel Zeit und Mühen in Dinge außerhalb der Geld-Sphäre zu stecken. Ich glaube nicht, dass sich unsere Bedürfnisse zu früher stark gewandelt haben, aber viele der Bedürfnisse, die früher der fossil-betriebenen ›Effizienz‹ wegen mit gekauften Dienstleistungen oder Waren befriedigt wurden, werden heute ›getauscht und geschenkt‹. Ein Beispiel: Während man früher oft sein Bedürfnis nach musikalischer Unterhaltung durch Spotify und Co. befriedigt sah, sind es jetzt vielmehr die (dankbar) gratis Konzerte und eigenen Musik-Mach-Events (Jams etc.), welche die Freude an der Musik noch fühlbarer erbringen. Zudem hat es enorm dazu beigetragen Gemeinschaften wieder aufzubauen. Spotify und Co. hatten den individuellen und mit Geld erkaufen Musikkonsum absolut aus der Gemeinschaft herausgerissen. Heute sind es genau die gemeinschaftlichen Zusammenkünfte, sei es ein Gitarrenabend mit Freunden oder eines der vielen Konzerte in der Region, die Freude erbringen und das menschliche Bedürfnis nach musikalischer Unterhaltung feiern. Viele Menschen haben ja heute viel mehr Zeit für solche Dinge, da Erwerbsarbeit nur noch für wenige ein extraordinärer Fokus der persönlichen Lebenswelt darstellt. Dennoch ist es wie vieles andere dem Individuum frei gestellt nach Laune Zeit für die Erwerbsarbeit aufzubringen. Aber, da es ein Maximum an ›verdienbarem‹ Geld gibt, ist der Anreiz mehr zu arbeiten für viele umso mehr gesunken. Ähnlich frei verhält es sich eigentlich mit den Treibhausgasemissionen. Naja, klar, dass das gesellschaftliche Budget nicht überschritten werden kann, aber die Emissionen pro Kopf kann man recht individuell und übers Jahr verteilt ›rausballern‹. Das heißt, dass für manche die gelegentliche Motorradsfahrt zum absoluten Höchstgenuss werden kann, während andere sich wenige Male im Leben den Traum von einer Flugreise verwirklichen. Wiederum andere freuen sich besonders an der näheren Umgebung und ›verschenken‹ überschüssige Pro-Kopf-Emissionen. Das Landschaftsbild hat sich übrigens nicht enorm verändert, wenn man davon absieht, dass es weniger Lärm, Schmutz und hässliche Industriegebiete gibt. Die natürlichen Ökosysteme blühen wieder etwas mehr auf, nachdem der menschgetriebene Einfluss sich vielfach zurückzieht. Die Urbanisierung hatte zwar lange lange noch stark angehalten, aber heute geht der Trend wieder zu dezentraleren Wohnstrukturen mit mehr ländlicher Anbindung. Ob es an der Lust vieler Menschen am Gärtnern und Lebensmittelanbau liegt? (Zsw. 5)

Von seinem Alter im Jahr 2050 ausgehend überlegt Lukas, wie sein Leben den gesellschaftlichen Idealvorstellungen entsprechend ausgesehen hätte, hätte es keinen radikalen Bruch mit dem Gegenwärtigen gegeben. Die Vorstellung, wonach ein gelingendes Leben an beruflichen Erfolg und ein hohes Einkommen gekoppelt ist, erscheint den Künftigen in Lukas' Vision (ihn eingeschlossen, dessen erzählerisches Ich hier v.a. im »Wir« aufgeht) anachronistisch, denn sie haben ein Wandel hin zum Postmaterialismus vollzogen. Davon zeugt auch, dass die Erwerbsarbeit weniger Lebenszeit beansprucht: Wie viel Zeit man darauf verwendet, ist dem Individuum zwar freigestellt, jedoch entfällt mit der Deckelung des Einkommens und dem Rückgang des Angebots im Konsum- und Dienstleistungssektor der ökonomische Anreiz. Weniger erwerbsarbeiten zu müssen, versetzt

das Individuum hier in die Lage, die verbleibenden Tagesstunden eigenmächtig, sinnstiftend und dem gesellschaftlichen Wohlergehen zuträglich zu nutzen. Das Streben danach bezieht Lukas auf sich selbst, suggeriert aber, dass seine Mitmenschen sich ebenfalls vom Gemeinwohl leiten lassen. Für ihn bietet vor allem die solidarische Landwirtschaft, der zwecks Dekarbonisierung deindustrialisierte Anbau von Lebensmitteln, Gelegenheit dazu – eine Faszination, die in seiner Vision aber auch allgemein auf Anklang stößt. Daran, dass viele Menschen ihre eigenen Lebensmittel anbauen, zeigt sich eine neue Unmittelbarkeit der Bedürfnisbefriedigung. Das gilt auch für den (als Bedürfnis eingeordneten) Musikkonsum: Hier ist die Rede von der »fühlbarer[en]« Freude an der Musik, in deren Genuss man nun bei »gratis Konzerte[n] und eigene[n] Musik-Mach-Events« kommt (Z. 26–34). Materielle und psychosoziale Bedürfnisse werden also nicht mehr in dem Maße »über Umwege« befriedigt, wie es noch in der »alten Welt« der Fall war. Lukas skizziert am Beispiel des Musikhörens und -machens auch ein Wiederaufleben des aus seiner Sicht durch digitale Angebote wie »Spotify und Co.« untergrabenen Gemeinwesens (Z. 29–32). Dass die Menschen ihre Zeit selbstbestimmter auf verschiedene Aufgaben verteilen können, impliziert eine geringer ausgeprägte Ausdifferenzierung der Gesellschaft, wie sie die Moderne auf den Weg gebracht hat: Auf einmal verfügen sie auch über die nötige Zeit, um Tätigkeiten nachzugehen, auf die sie sich nicht spezialisiert hatten. In dieser Souveränität der Zeitgestaltung wie in der Regelung eines individuell verwendbaren CO<sub>2</sub>-Budgets, spiegelt sich das Festhalten am Wert der individuellen Gestaltbarkeit des Lebens, wenn auch innerhalb der Grenzen der sozialökologischen Verträglichkeit. Kurzum: Die Krise, die Notwendigkeit der Treibhausgaseinsparung, ist als Chance ergriffen worden oder in Lukas' resümierenden Worten: »[...] die ›Not‹ hat erfinderisch gemacht. Nicht zu einem schlechteren, sondern zu einem Guten« (Z. 20f.). Verglichen z.B. mit dem Schreibwerkstatttext von Elias vermittelt die geschilderte Vision den Eindruck von Bruchlosigkeit: Anders als dort<sup>7</sup> scheint sich hier kein Unmut angesichts der Einschränkungen zu regen, vielmehr sind manche gar bereit, auf das Einlösen ihres gesamten CO<sub>2</sub>-Budgets zu verzichten. Nichts deutet demnach darauf hin, dass diese Utopie nicht von allen getragen oder für manche gar zur Dystopie wird. Ein anderer Blick auf die kollektive Deprivilegierung als Gelegenheitsfenster eröffnet sich im folgenden Auszug des (im Rahmen derselben Schreibwerkstatt entstandenen) Texts von Ina:

[...] Unsere Zeit ist geprägt von Einschränkungen bei vielen Entscheidungen – im Einkaufen, in der Mobilität, Anzahl der Kinder etc. Gleichzeitig haben wir viele Freiheiten gewonnen – die Arbeitszeitverkürzung, die Befreiung von der Angst vor dem Klima- und Umweltwandel, der neu gewonnene Genuss von Produkten, welche nur selten verfügbar geworden sind. So wurde der Schokoladenkuchen am Geburtstag zwar nicht leckerer, aber durch die Halbverfügbarkeit wird er mehr geschätzt. Das Theaterstück,

7 »Eine ältere Frau beschwert sich lautstark über ihren veganen Schinken und meint, sie würde es immer wieder probieren, aber er schmeckt einfach nicht genauso gut wie echter. Ich verstehe das nicht. Ich kann mich kaum an den Geschmack von echtem Fleisch erinnern, das leisten sich eh nur perverse Superreiche heutzutage. Dann schimpft ihr Mann über die Einschränkungen des Flugverkehrs und meint, dass er sowieso lieber in Südostasien Urlaub machen würde, wenn die Tickets nur nicht so teuer wären.« (Zsw. 6, Z. 26–31)

welches wir uns ansahen, spielte in der ›alten Zeit‹. Eine Zeit in der noch alle Produkte verfügbar waren, zu jeder Zeit. Aus jetziger Perspektive wirkt das Leben im Überfluss damals lächerlich – wir kauften immer mehr, und wussten eigentlich gar nicht wieso. Wir schätzten die Produkte nicht mehr und das gekaufte Glück war von kurzer Dauer. (Zsw. 7)

Bilanziert werden in diesem Fragment vor allem Einschränkungen und Zugewinne an individueller Freiheit. Im Zuge dessen kommt ein vielschichtiger Freiheitsbegriff zum Tragen (vgl. auch Utler, 2024, S. 189ff.). Freiheit bezieht sich dabei sowohl auf die »äußere« lebensweltliche als auch auf die »innere« psychische Sphäre und ist sowohl positiv (»Freiheit zu«, z.B. zur Zeitgestaltung) als auch negativ (»Freiheit von«, z.B. Befreiung von Zukunftsängsten) bestimmt. Unter »Freiheit zu« versteht Ina hier auch die Wiedererlangung der Wertschätzung und damit des Genusses von Lebensmitteln durch ihre Halbverfügbarkeit – der Mangel erfährt insofern eine positive Umdeutung und der Wert der Freiheit wird mit dem Glückbringenden identifiziert. Manches, was im Wachstumskapitalismus als autonomes Handeln verstanden wurde, tun die möglichen Selbste von Ina und Lukas dabei retrospektiv als (heteronome) Verinnerlichung äußerer Zwänge ab: »[...] wir kauften immer mehr, und wussten eigentlich gar nicht wieso. [...]« (Ina, Zsw. 7, Z. 35f.); »Zeitgleich würde ich mit meiner großen Motivation nicht unbedingt merken wie ich oftmals mehr als 60 Stunden in der Woche mit beruflichen Dingen zubringe« (Lukas, Zsw. 5, Z. 5f.).

Resümierend könnte man sagen, dass sowohl Ina als auch Lukas auf den Vorwurf zu antworten scheinen, dem zufolge das ökologische Projekt die Freiheit der Menschen unzulässig einschränkt. Dem stellen die beiden – und auch andere Befragte – Gegenhorizonte des »guten« sozialökologischen Lebens gegenüber, innerhalb derer sich die Freiheitsspielräume zwar in mancher Hinsicht (beim Konsum und bei energieintensiven Praktiken wie Flugreisen) verkleinern, in anderer Hinsicht aber (gerade bei der Verfügung über die eigene Lebenszeit) vergrößern. Flankiert wird dies von einem Verständnis als »Freiheit von«, etwa als »Befreiung« von Zukunftsängsten und bestimmten in der wachstumskapitalistischen Gegenwart vorherrschenden Zwängen. Die »Freiheit zu« ist hier ferner nicht beliebig und rein subjektiv zu verstehen, vielmehr wird sie in einen psychologisch-anthropologisch informierten Bezugsrahmen platziert, in dem Eigenwohl und Gemeinwohl Hand in Hand gehen können: Innerhalb der »guten« sozialen Ordnung sind die dem Menschen eigenen psychosozialen Bedürfnisse demnach unmittelbar und vielgestaltig befriedigbar. Unschwer erkennbar erfüllen derlei Zukunftsvisionen verschiedene Funktionen für soziale Bewegungen: Sie sollen u.a. als (nach außen gerichtete) Inszenierungen Strahlkraft entfalten, sodass sich Andere dem sozialökologischen Projekt anschließen<sup>8</sup>, aber gleichzeitig auch nach innen gerichtet das aktivistische Handeln orientieren (zur imaginativen Zukunftsbewältigung und speziell der »Zukunftsöffnung« siehe S. 355ff.). Weiterhin zeichnet sich hier bereits ab, dass Zukunfts-

8 Damit kompatibel schreiben auch Sommer und Welzer (2020, S. 75): »Es hat noch keine emanzipatorische Bewegung in der Geschichte der Menschheit gegeben, die nicht auch über ein positives Bild einer wünschenswerten Gesellschaft verfügt hätte. Mit anderen Worten, für einen Pfadwechsel in eine reduktive bzw. nachhaltige Moderne bedarf es ›konkreter Utopien.‹«

entwürfe, wie sie von den Klimabewegten skizziert werden, nicht im »luftleeren Raum« entstehen und als reine Eigenleistungen fassbar sind. So resonieren sowohl Lukas' als auch Inas Zukunftskonstruktion mit sozialwissenschaftlichen Gegenwartsanalysen (ob sie sich davon haben inspirieren lassen, können wir hier aber natürlich nicht mit Gewissheit sagen): So weist Lukas' Vision Parallelen zu Nico Paechs (2016) Vorschlag einer Postwachstumsökonomie auf (etwa im Hinblick auf das Prinzip der »kreative[n] Subsistenz« [S. 120ff.] und den »Rückbau der arbeitsteiligen Industriegesellschaft« [S. 145]), während Inas Entwurf an Hartmut Rosas Resonanztheorie denken lässt.

## 5.2.2 Facetten des gelingenden (nicht-)menschlichen Zusammenlebens

Während im vorhergehenden Abschnitt das Subjekt bzw. das subjektive Wohlergehen innerhalb der moralisch »guten« Ordnung vordergründig war, sollen es nun um Facetten des gelingenden *Zusammenlebens* gehen. Um das facettenreiche Unternehmen einer Transformation des Zusammenlebens von Menschen sowie Nichtmenschen und Menschen kreisen zahlreiche Teilnehmendenäußerungen. Der erste Abschnitt handelt von verschiedenen Mensch-Natur-Verhältnissen und Ausprägungen nichtmenschlich-menschlichen Zusammenlebens, danach sollen von den Teilnehmenden als Wünsche und Träume besprochene Facetten des menschlichen Zusammenlebens Gegenstand sein: die prosoziale Gestaltung zwischenmenschlicher Begegnungen und Beziehungen, die Transformation des öffentlichen Raums, das Zusammenleben in Gemeinschaften und die handlungsleitende Orientierung am Wohl aller Weltbewohner\*innen. Diese Ansätze sind entsprechend auf verschiedenen Ebenen des Sozialen anzusiedeln: erstens auf der Mikro-Ebene der sozialen Interaktionen und Beziehungen, zweitens auf der Meso-Ebene, bei der Adressierung von Gemeinschaften und des öffentlichen Raums, und drittens auf der (welt-)gesellschaftlichen Makro-Ebene.

### Natur-Mensch-Verhältnisse

Dem ausbeuterischen Umgang mit Natur setzen die Befragten alternative Mensch-Natur-Verhältnisse entgegen. Sprachlich markierte *Grenzziehungen* werden in den Ausführungen dabei kaum hinterfragt, ungeachtet der Prominenz entsprechender posthumanistischer sozialwissenschaftlicher Diskurse (siehe S. 88ff.). Eine Ausnahme bildet hier das vereinzelte Sprechen von der »Mitwelt« anstelle der »Umwelt«, »die wir schützen müssen und bewahren«, anstatt sie weiter »rücksichtslos und giervoll« auszubeuten (Gr. 8, S. 9). Überwiegend tritt die Natur folglich als Gegenstand menschlicher Fürsorge und Verantwortung in Erscheinung. Dennoch wird mit einem einfachen Dualismus zwischen einer schutzbedürftigen, ohnmächtigen Natur einerseits und einer schutzgebenden allmächtigen Menschheit andererseits gebrochen. Unter den Klimabewegten herrscht vielmehr ein Bewusstsein vor für die fundamentale Eingebundenheit und damit Verletzlichkeit des Menschen als »Naturwesen«. Darüber hinaus tritt die Natur, wie zuvor angeführt (S. 222), zuweilen als Akteurin auf im Sinne des Motivs von »Gaias Rache« (vgl. Lovelock, 2008).

Wenn es um das Natur-Mensch-Gefüge geht, werden von den Teilnehmenden mithin historische Gegenhorizonte, Imaginationen eines in (unbestimmten) früheren Zeiten verorteten harmonischen Nebeneinanders und Miteinanders, aufgespannt. Hierauf stoßen wir auch im untenstehenden Beitrag von Alicia (»AF«), die sich zu der zuvor von Ronja (»RF«) formulierten These positioniert, wonach sich Gesellschaften gesetzmäßig durch (materielle) Ungleichheit, Gewalt und Ressourcenausbeutung stabilisieren. Hiermit antwortet Ronja wiederum auf den zuvor in der Diskussion geäußerten Wunsch, »dass alle Menschen auch ähm (.) ressourcenschonend handeln« mögen (Gr. 6, S. 8):

341 RF: Ich hab halt das Gefühl, dass es einfach (2) hm:: ja  
 342 (.) so utopisch is, das macht mich so traurig. Weil  
 343 Menschen einfach (1), also ich will nicht sagen  
 344 Menschen sind egoistisch oder Me- ähm mh ähm  
 345 macht=äh=besessen von Natur aus, aber irgendwo (1) ist  
 346 es halt immer, also seit jeher in der  
 347 Menschheitsgeschichte hat es halt so funktioniert  
 348 irgendwie, also °glaub ich jedenfalls°, dass (.) halt  
 349 (.) Menschen (.) Ordnung herstellen wur- ähm wollten  
 350 und Ordnung hergestellt haben durch (1) Macht. Und  
 351 durch ähm Gewalt, durch ähm (1) Besitz und (1) ich  
 352 kann mir halt einfach auch nicht vorstellen, dass ne  
 353 Welt so: funktionieren könnte und ne stabile, also  
 354 das, das (1) ich glaub, das widerspricht halt einfach  
 355 irgendwie so Ordnungsprinzipien (.) von Gesellschaften  
 356 und ich weiß nicht, ich kann es halt einfach nicht  
 357 vorstellen. (.)

358 AF: Also ich geb dir Recht prinzipiell mit den  
 359 Machtstrukturen. Ich glaub auch, wobei ich mich jetzt  
 360 nicht auskenne, dass es in vielen Kulturen existiert,  
 361 aber ähm: ich glaub schon, dass man (.) eben auch (1)  
 362 leben kann, ohne die Natur zu zerstören. Also grade,  
 363 ich mein vor der Kolonialisierung, wenn man sich ganz  
 364 ähm den amerikanischen Kontinent anschaut oder auch  
 365 den afrikanischen, ähm, also je nachdem wo, dass es  
 366 auch Kulturen gab, die eben nicht die Umwelt  
 367 dramatisch zerstört haben. Also natürlich gab's immer  
 368 nen anthropogenen Einfluss ähm und so weiter, aber  
 369 nicht so auf diese (1) dramatische, ausbeuterische  
 370 Art, ähm wie's eben, ich weiß nicht, vom europäischen  
 371 Kontinent ausging. Und (2) °ja, weiß nicht°. Also (1)  
 372 ich glaub schon, dass es irgendwo möglich ist, aber  
 373 dass das vielleicht irgendwie in, in Vergessenheit

374 geraten ist. Ich weiß nicht, ich hab dieses Buch, oh  
 375 Gott, ich hab den Titel schon wieder vergessen, @(.)@  
 376 @aber da@ gelesen. Und da hat der, es ich weiß nicht,  
 377 es geht um diesen Gorilla, der irgendwie da dem einen  
 378 Typen was erzählt. °Ich weiß nicht ob ihr @da@°, das  
 379 irgendjemanden von euch was sagt? Auf jeden Fall sagt  
 380 er dann auch eben, also erzählt eben auch die  
 381 Geschichte der Menschheit, dieser Gorilla. Und sagt  
 382 dann eben, äh es gibt die »takers« und die »leavers«,  
 383 also die, die sich Sachen immer nehmen (1) und  
 384 anreichern, und die, die eben leben und leben lassen.  
 385 (.) °Ja, ja war eigentlich ganz schön so als Bild°. (Gr.  
 6)

Alicia zieht also die These ihrer Vorrednerin in Zweifel, indem sie – auf das Naturverhältnis gemünzt – einen qualitativen wie quantitativen historischen Wandel nachzeichnet. Einen Umbruch im anthropogenen Naturverbrauch markiert ihrer Einschätzung nach die Kolonialisierung: Zuvor sei dieser in vielen Kulturen nicht derart »dramatisch« gewesen (Z. 362ff.). Ihr scheint das Wissen darum, wie ein solches Zusammenleben von »Mensch« und »Natur« funktionieren könne, »in Vergessenheit geraten« zu sein (Z. 373f.). D.h. im Umkehrschluss: Die Gegenwärtigen können, so sie denn wollen, wichtige Lehren aus der Vergangenheit ziehen. Thesenhaft referiert Alicia daraufhin ein Buch, dessen Titel ihr entfallen ist (vermutlich handelt es sich um »Ishmael« von Daniel Quinn). Darin wird eine Typologie des menschlichen Umgangs mit der Natur entworfen: Von der Existenzform der »takers«, die die natürliche Umwelt hemmungslos für sich nutzen, werden die »leavers« unterschieden, die »leben und leben lassen«. Letztere, die ihrerseits angestrebte Lebensform also, sind demnach darauf bedacht, in Koexistenz sowohl ihre eigene Existenz als auch die der Natur zu erhalten. Ebendies wird auch von anderen Befragten als Leitbild herausgestellt, etwa von Mia, die sich dafür ausspricht, »[...] dass einfach ähm alles, was lebt //mhm// so erhalten bleiben kann, durch meine eigene, also //ja// und nicht äh gestört wird durch meine Existenz quasi« (Int. 3, S. 8f.). Wie sich dies in eine zukünftige Wirklichkeit übersetzen könnte, beschreibt Ina in ihrem Schreibwerkstatttext:

[...] Mit den kostenlosen, aber auch alternativlosen öffentlichen Verkehrsmitteln fahren wir raus aus der Stadt. Bei einem Spaziergang in einem besonders artenreichen Naturschutzgebiet dürfen wir die Wege nicht verlassen. Es wurden Biodiversitätshotspots um die Städte angelegt, als Ausgleich zu dem Artensterben. (Zsw. 7)

Hier dient also die Entflechtung von menschlichen Einflüssen dem Naturerhalt, wobei Natur dabei als Ziel an sich und nicht nur als menschliches Mittel begriffen wird. An anderer Stelle wird die Erfahrbarkeit renaturierter Landschaften durch den Menschen hervorgehoben. Das Ideal einer von menschlichen Einflüssen möglichst unberührten Natur – die im oben zitierten Auszug z.B. nur auf wenigen Wegen durch Menschen betretbar ist – steht dabei in einem Spannungsverhältnis zu einer vom Menschen aus gedachten

*naturverbundenen Lebensweise*. Die sich artikulierende Sehnsucht danach ist mithin darauf gerichtet, sich mit dem durch die industrielle Moderne zurückgedrängten »Eigentlichen« und »Ursprünglichen« in Resonanz zu spüren (Gr. 12, S. 14). So nennen die Diskutierenden im Anschluss an die modifizierte Wunderfrage sinnliche Naturerfahrungen, etwa, dass beim Waldspaziergang »nich überall Müll rumliegt« (Gr. 7, S. 6) oder – ästhetisch ansprechender – das Geweckt-Werden durch Vogelgezwitscher (Gr. 8, S. 10). In der folgenden Sequenz wird eine naturverbundene, beim Camping erfahrbare Existenzweise zum Ideal erhoben:

604 JL: [...] und dann einfach noch mehr und das merk ich  
 605 tatsächlich auch, wenn ich campe oder so, (.) ähm mehr  
 606 Verbindung mit der Natur zu bekommen und ähm  
 607 vielleicht auch wieder die Natur auch wieder so ähm  
 608 (.) ja mehr, mehr in Verbindung mit der Natur zu  
 609 kommen. Ähm (3) ich finde irgendwie wir haben sehr  
 610 viel, sehr viel ähm, ähm technologisiert (.) [...] (Gr.  
 12)

Diese Suche des Menschen nach Verbundenheitserfahrungen mit der natürlichen Umwelt, laut Jan (»JL«) erschwert durch den »Gegenspieler« der Technologisierung (Z. 609f.) bzw. die Ausweitung der »Technosphäre« (Haff, 2014), schlägt sich auch in *Bildern idyllischen Landlebens* nieder. Im Vergleich zur Stadt wird auf dem Land zuweilen gar ein größeres Potenzial für eine nachhaltige Lebensweise gesehen (Gr. 8, S. 10). Des Weiteren artikulieren sich mehrere Skizzen erwünschter möglicher Selbste eingerahmt in subsistenzwirtschaftliche Szenarien, die ihnen Ruhe, Selbstermächtigung und Resonanz-erfahrungen verheißen (z.B. Gr. 7, S. 12). In diesen Fantasien wird die Verbundenheit mit der Natur durch ihre Bearbeitung vertieft. Teils scheint dieses Szenario den Befragten nicht nur erstrebenswert, sondern in Anbetracht des klimawandelbedingten Anpassungsdrucks auch wahrscheinlich (Gr. 1, S. 13f.), teils als eine mit dem bisher verfolgten Lebensentwurf unvereinbare Träumerei. Entsprechend ordnet auch Finn (»FG«) diese Fantasie ein, nachdem eine Vorrednerin sich ihr Leben im Rahmen einer »kleinen Subsistenzwirtschaft« in hellen Farben ausgemalt hat:

518 FG: Da ka-, da kann ich mich den andern beiden nur  
 519 an=(.)=schließen. Ich bin da nur persönlich in nem  
 520 Zwiespalt, weil Subsistenzwirtschaft wird halt  
 521 wirklich heißen früh aufstehen, hart arbeiten, was  
 522 mich nich stören würde, aber aktuell (.) ähm studier  
 523 ich ja Informatik, was ja eigentlich nicht mehr  
 524 wirklich viel zu tun hat mit Subsistenzwirtschaft. Da  
 525 bi-, da bin ich einfach persönlich realistisch, werd  
 526 ich wahrscheinlich immer noch irgendwo in der Stadt  
 527 arbeiten, aber träumen tu ich davon, irgendwo aufm  
 528 Land zu sein und in nem kleinen Haus und den Acker zu  
 529 bewirtschaften. (4) (Gr. 7)

In dem Ausspruch von Finn zeichnet sich – anders als in den vorangestellten Artikulationen – zunächst eine Entromantisierung des subsistenzwirtschaftlichen Landlebens ab. Dennoch gibt er an, die erwartbaren Entbehrungen nicht als Übel oder Hinderungsgrund und das Subsistenzwirtschaften als für ihn nichtsdestotrotz erstrebenswertesten Lebensentwurf anzusehen.

Um es zusammenzufassen: »Natur« und »Menschheit« werden größtenteils in ihrer Verbundenheit und daraus resultierenden Schutzbedürftigkeit bedacht, wobei jedoch letzterer die Verantwortung für Schutz und Erhalt zukommt. Die normativen Szenarien des Natur- und Menschheitserhalts können akzentuierend danach unterschieden werden, inwieweit die Sphären separiert oder verbunden erscheinen, inwieweit eine (partielle) Verflechtung oder Entflechtung von »Mensch« und »Natur« vorgesehen ist. Eine verflochtene Lebensweise, wie sie sich manche Teilnehmende für ihre persönliche Zukunft ersehnen, ist das (subsistenzwirtschaftliche) Landleben.

### Zwischenmenschliche Begegnungen im öffentlichen Raum

In den Visionen der Teilnehmenden spielt die Gestaltung von sozialen Interaktionen im öffentlichen Raum eine bedeutende Rolle. An die Stelle der im Hier und Heute bemängelten Allgegenwart von Anonymität und Gereiztheit tritt dabei das freundliche und rücksichtsvolle In-Kontakt-Treten von (vormals) Fremden. Demgemäß zeichnen auch Robin (»RK«) und Lina (»LK«) ein Wunschbild des (generationsübergreifenden) Sich-Beachtens und Einander-Entgegenkommens:

627 RK: Junge Menschen fangen wieder an ältere Menschen zu  
 628 grüßen //alle: @(. )@//.  
 629 LK: <sup>l</sup>Jeder wird begrüßt, () hallo  
 630 RK: <sup>l</sup>Ältere Menschen  
 631 grüßen wieder zurück //alle: @(. )@/.<sup>l</sup> Ja, die ham  
 632 vielleicht Schwierigkeiten, den jungen Menschen  
 633 anfahrrn zu sehn, @(. )@, deswegen grüßt der junge  
 634 Mensch zurück. Es is, wenn ich aufsteh und in die  
 635 Schule fahr mit meinem Fahrrad (.), bin ich mit vielen  
 636 anderen äh fröhlichen Menschen, die äh, man grüßt sich  
 637 öfter, man bedankt sich, man is äh, vielleicht auch  
 638 lässt man den andern man die Vorfahrt öfter nehmen,  
 639 bedankt sich dann dafür, dass man die Vorfahrt  
 640 bekommen hat. [...] (Gr. 11)

Statt einander im öffentlichen Raum, speziell im Straßenverkehr, primär als Hindernis auf dem Weg zum Ziel anzusehen, schwebt Robin und Lina ein Sozialklima vor, in dessen Rahmen man seine Interessen sogar situativ zugunsten derer Anderer zurückstellt, etwa indem einander Vorfahrt gewährt wird. Einleitend fokussiert Robin intergenerationale Begegnungen und knüpft dabei wohl an eine vorhergehende Diskussionspassage an, in der die Unhöflichkeit der heutigen Jugend gegenüber den Älteren beklagt und damit ein geläufiges Motiv bespielt wird. Das Pochen auf Höflichkeitsnormen bleibt – wie

wir daraufhin sehen – im Gespräch nicht auf die Jugend beschränkt: Lina und Robin erweitern den Geltungsbereich auf die Älteren und alle Bevölkerungsgruppen (»jeder wird begrüßt; »man bedankt sich«, Z. 629, 637). Das soziale Miteinander soll aus Sicht der Befragten des Weiteren durch Toleranz gekennzeichnet sein. Entsprechend fährt auch Robin fort: »[...] Einfach viel netter, viel toleranter auch. Dass man nich so (.), ja, in der Schule anfängt, gleich immer jeden zu, jeden zu, jeden anzufronten, jeden anzugiften, der irgendwie bisschen irgendwas macht.« (Gr. 11, S. 14). Toleranz wird hier also auf das Verhalten gemünzt und am Kontext der Schule konkretisiert, wo Normabweichungen Robin zufolge vermeintlich ganz gleich, von wem sie ausgehen, beleidigend kommentiert werden. Daran anschlussfähig problematisieren auch die Teilnehmer\*innen einer anderen Gruppendiskussion, einen einengenden Konformitätsdruck wahrzunehmen, eine rasche Verurteilung »anderer« Lebensstile, die durch das engmaschige Netz des allgemein Akzeptierten und Erwünschten fallen (Gr. 2, S. 15).<sup>9</sup> Der Wunsch nach Toleranz im sozialen Umgang wird weiterhin gerade in Bezug auf von Diskriminierung betroffene Bevölkerungsgruppen ausbuchstabiert. So schildert Caro (»CG«) ihre Wunschvorstellung, wonach das Menschsein als verbindende soziale Kategorie ins Zentrum der Fremdwahrnehmung tritt. Hieraus würden sich in der Konsequenz bestimmte normative Prinzipien, vor allem gegenseitiger Respekt, ableiten:

306 CG: [...] Und (.) aber ich glaub es wär' auch total  
 307 wichtig, dass ja dieses Zwischenmenschliche einfach,  
 308 dass man mehr Respekt vor jedem Menschen hat. Das=is  
 309 ganz egal wie (.) er oder sie aussieht oder was für ne  
 310 Religion der Mensch hat oder welche Herkunft. Einfach  
 311 den Menschen halt als Mensch sehn und das andere  
 312 irgendwie, dass das andere egal is einfach. (18) (Gr. 7)

Unter die hier besprochene Kategorie der »zwischenmenschlichen Begegnungen« fällt also resümierend mindestens zweierlei: Ginge es nach den Befragten, so würden sich soziale Interaktionen im öffentlichen Raum erstens durch ein Mehr an sozialer Nähe und Prosozialität auszeichnen. Gewissermaßen ist in dieser (und anderer) Hinsicht also eine

---

9 Auch in Bezug auf ihr eigenes Engagement als Klimabewegte sehen die Teilnehmer\*innen der Gruppendiskussion 11 ein tolerantes Miteinander im Sinne der Meinungsfreiheit nicht gewährleistet, so würden sie sich nicht immer trauen, sich als Aktivist\*innen zu erkennen zu geben. Ressentiments gegenüber der LG befördern aus der Perspektive von Mira eine Voreingenommenheit gegenüber »FF« und erschweren die Mobilisierungsarbeit. Sie bringt dies in der Gruppendiskussion folgendermaßen zur Sprache: »<sup>1</sup>Oder, dass sie so negativ<sup>1</sup>, von FF auch irgendwo denken. Weil ich trau mich manchmal auch nich das einfach zu sagen, weil ich einfach Angst hab, was die dann (.) von mir halten, weil ich denk, die meisten werden des auch jetzt wegen der Letzten Generation auch eben verbinden //SF: mhm//. Und ähm (1) einfach dieses, dass ich nicht offen sagen, okay ich bin von (.) FF und ich bin stolz da drauf **und ich will was unternehmen** und hilft mir doch mal //LK, SF: @(.@// und, und« (Gr. 11, S. 18). Miras Äußerung berührt also das Recht auf Meinungsfreiheit im öffentlichen Raum, das zwar auf dem Papier gegeben ist, aber in der Realität – so drückt es Lina im weiteren Diskussionsverlauf drastisch aus – »wirst halt einfach niedergeknüppelt« (ebd., S. 19).

»Vergemeinschaftung der Gesellschaft«<sup>10</sup> Programm. In einer solchen Welt würden sich Menschen zweitens mit einer Haltung der Toleranz und des Respekts begegnen.

## Neugestaltung des öffentlichen Raums

Wie öffentliche Räume idealerweise gestaltet sein und sich Menschen darin bewegen könnten, darauf antwortet Anton (»AC«) in einer von ihm im Zuge eines Workshops aufgeschriebenen, in der Diskussion wiedergegebenen Zukunftsvision:

341 AC: Ich hatte da vor nem Jahr nen sehr coolen Workshop auf  
 342 [Veranstaltung X] (.), wo's dann irgendwann darum ging,  
 343 schreibt einen Tag auf (1) in eurer, äh in eurer  
 344 perfekten Welt oder so in eurer perfekten Utopie. Und  
 345 das war halt wirklich so (.) wir können alle Fahrrad  
 346 fahren, wir reden einfach, man redet wieder, nicht  
 347 jeder hat irgendwie Kopfhörer in den Ohren und is in  
 348 sich selbst gekehrt //SF: mhmm//, sondern man, man  
 349 spricht sich auf der Straße an, man grüßt die Leute und  
 350 man is irgendwie (.) gut drauf. Natürlich ist gutes  
 351 Wetter, es ist immer gutes Wetter an schönen Tagen. Ähm  
 352 und @(.)@ ja es ist halt einfach also, (.) einfach ne  
 353 bessere Atmosphäre, also viel mehr, viel mehr Kultur  
 354 wird geschaffen, auch auf, äh im öffentlichen Raum,  
 355 aber an sich die ganze Innenstadt ist nicht mehr so  
 356 bed- sind nur noch bedingt mit äh (.) Einzelhandel oder  
 357 so wirklich Konsumhandel voll, sondern viel mehr mit  
 358 irgendwie Kultur oder diesen schönen, schönen urigen  
 359 Kneipen oder so was oder einfach Läden, so, wo du dich  
 360 wohlfühlst drin, wo du gern reingehst und die du  
 361 irgendwie genießt //SF: mhmm// nicht so zum Konsumieren,  
 362 sondern einfach zum in diesem Laden sein und dann  
 363 vielleicht so mal ein Stück oder so was kaufen (.) viel  
 364 mehr aber auch einfach n Leihgeschäft oder so da so  
 365 solche Sachen, dass einfach viel mehr dieses Teilen und  
 366 wieder eine Gesellschaft sein ist viel etablierter. Das  
 367 is so mein Haupttraum. (Gr. 3)

<sup>10</sup> Folgt man einem Gesellschaftsbegriff, wie er z.B. von Ferdinand Tönnies (2012 [1887]) formuliert wurde, ist diese im Gegensatz zur Gemeinschaft durch das Vorherrschen von Anonymität und Individualismus sowie eine Instrumentalisierung des Kollektivs vonseiten des Individuums charakterisiert.

Hierin artikuliert sich also Antons – an den vorigen Abschnitt anschlussfähigen – Wunsch, dass man einander im öffentlichen Raum wahrnehmen, dies dann z.B. durch einen Gruß kenntlich machen und miteinander ins Gespräch kommen könne, anstatt sich – wie s.E. heute gängige Praxis – voneinander abgekapselt mit »Kopfhörer[n] in den Ohren« und »in sich selbst gekehrt« fortzubewegen (Z. 347f.). In seiner »perfekten Welt« (Z. 344) gibt es eine Infrastruktur, die allen das Fahrradfahren erlaubt. Weiterhin lädt der öffentliche Raum zum »Sich-Wohlfühlen«, Sich-Weiterbilden und Genießen ein anstatt in erster Linie zum Konsumieren. In den Läden kann man also verweilen (»einfach zum in diesem Laden sein«, Z. 362), ohnehin sind Leihläden verbreitet, und bei den Kneipen verbindet sich ihre weniger kommerzielle Ausrichtung mit einem »urigen« Charakter (Z. 358). Abschließend stellt er eine (zuvor schon besprochene) Verbindung her zwischen dem »Teilen« und dem »wieder eine Gesellschaft sein« und überschreibt dies als seinen »Haupttraum« (Z. 366f.). Auch an anderen Stellen werden Bilder von wünschenswerten Zukunftsorten ausgemalt, bspw. von Tina (»TC«):

388 TC: [...] Und vielleicht auch, dass die Stadt grüner ist  
 389 und dass du, dass nicht überall Verkehr ist, ruhiger  
 390 ist und die Stadt, man sich da mehr wohlfühlt, als wenn  
 391 man jetzt am Ring steht, dann fühlt man sich ja nicht  
 392 wohl. (2) (Gr. 3)

Wie zuvor in Antons Zukunftsentwurf zeichnet sich also auch in der Äußerung von Tina ab, dass ein Mehr an Nachhaltigkeit und Lebensqualität im öffentlichen Raum, etwa durch Begrünung und Verkehrsberuhigung, miteinander einhergehen kann. Im Gegensatz zu einer auf das Wohlbefinden der Bewohner\*innen zielen den Stadtgestaltung steht hier die gegenwärtige Autozentrierung. Zum allgemeinen Wohlbefinden kann laut Ida auch eine architektonische Neuausrichtung beitragen, die sowohl auf Nachhaltigkeit als auch auf eine Ästhetisierung zielt: »[...] also dass es so sinnvoll schön gebaut is, nachhaltig gebaut« (Gr. 12, S. 14).

### Zusammenleben in Gemeinschaften

Für ihre persönliche Zukunft, aber auch die der Gesamtgesellschaft, skizzieren verschiedene Forschungspartner\*innen das (Zusammen-)Leben in Gemeinschaften als Vision. In diesen sozialen Räumen, die über die Institution der Kernfamilie hinausgehen, kümmern sich Menschen umeinander und sind sozial eingebunden. Dazu passt, dass die Teilnehmer\*innen sich im Allgemeinen für eine prosoziale Beziehungsgestaltung aussprechen. Ihr Vorhaben, »nie jemanden alleine zu lassen«, begründet Mira z.B. damit, dass sie aus eigener Erfahrung wisse, wie belastend es sei, sich von seinen Mitmenschen isoliert und nicht anerkannt zu fühlen (Gr. 11, S. 25).

Unter der Annahme katastrophischer (Klima-)Zukünfte fällt der Gemeinschaft eine Funktion als sicherheitsverschaffender Schutzraum zu (Gr. 6, S. 14). Auch unter Bedingungen, die dem Individuum größere Spielräume lassen, können Gemeinschaften ermöglichten wirken: Sie versetzen es in die Lage, zusammen mit Gleichgesinnten mit widerständigen alternativen Lebensmodellen zu experimentieren (zur Zukunftsgestal-

tung in Elsewhere-Utopien siehe S. 304ff.). Eine im Material benannte Variante gemeinschaftlichen Zusammenlebens ist das Mehrgenerationenmodell (Gr. 9, S. 17). So träumt Simone etwa davon, zusammen mit ihrer Großmutter subsistenzwirtschaftlich zu leben »und dann hätt ich ganz viel Zeit auch mit der irgendwas zu machen und die noch zu bespaßen oder so« (Gr. 7, S. 12). Weiterhin findet die »Gemeinschaft in Nachbarschaft« Erwähnung, welche laut Finn mit »unsrer aktuellen Architektur« in der Stadt nur schwer vereinbar ist (Gr. 7, S. 6). Für Jan (»JL«) ist das mehrgenerationale Modell nicht richtungsweisend (weshalb erfahren wir nicht) (siehe u., Z. 626f.), stattdessen geht es ihm – so lässt seine Rede von »gan- (.) früher« und »back to the roots« (Z. 628f.) vermuten – um die Fortführung eines Lebensmodells, wie es in der stammesgeschichtlichen Vergangenheit gang und gäbe war:

619 JL: [...] und ähm, (.) ja ähm, (.) wenn ich jetzt einfach  
 620 n wildes Bild entwerfen darf, es is ja einfach n  
 621 Luftschloss, was wir hier bauen dürfen, äh wünsch ich  
 622 mir, würd ich mir wünschen, dass wir, ähm vielleicht  
 623 ähm (.) mh oder (1), dass es halt einfach so is, dass  
 624 wir uns die Ressourcen teilen in Gemeinschaften, dass  
 625 Leute zusammenkommen in Gemeinschaften (.) ähm, (1) so  
 626 und dass es jetzt halt nich so is, dass es in so  
 627 Mehrfamilienhäusern ist, (.) sondern (.) eher so, (.)  
 628 ähm, wieder (.) »back to the roots« kommen, so wie (.)  
 629 ja gan- (.) früher gelebt haben vielleicht. (Gr. 12)

Wie der gemeinschaftliche Alltag während einer Baumhausbesetzung<sup>11</sup> organisiert war und inwiefern dieses Modell gesellschaftstauglich ist, reflektiert die Klimaaktivistin Indigo (2021) in einem Blogpost auf der FFF-Webseite anlässlich des »Sommers der Utopien«:

Morgens um neun tönt ein Saxofon durch die Baumwipfel. Der Klang schallt durch die verzweigten Baumkronen, fließt durch die hellgrünen, frisch aus den Knospen gesprungenen Blätter des Frühlings. Unten, am Boden, ist Lachen zu hören. Es sind schon Menschen in der Küche. Das Saxofon ruft zum Frühstück. Und zum Plenum. Dort entscheiden wir gemeinsam, was den Tag über ansteht und wer welche Aufgaben übernimmt. In kleinen Zügen organisieren wir uns hier so, wie wir es uns gesamtgesellschaftlich für eine klimagerechte Welt vorstellen könnten. Nicht, dass alle morgens um neun Plenum machen sollten. Sondern dass Menschen zu dem beitragen, was ihnen wichtig ist und unabhängig davon das bekommen, was sie brauchen. Frühstück, ein zu Hause, emotionale Fürsorge oder neue Schuhe.

Indigo präsentiert uns hier das idyllische Bild einer basisdemokratisch organisierten Gemeinschaft inmitten einer naturbelassenen Umgebung, zu deren Gelingen der oder die

<sup>11</sup> In einem Wäldchen rund um das Dorf Keyenberg, das dem Braunkohletagebau Garzweiler weichen sollte.

Einzelne freudig beizutragen scheint. Was im Baumhausdorf im Kleinen gelingt – kondensiert in der ritualisierten Gestaltung des Morgens – sehen die Aktivist\*innen als Folie für eine »klimagerechte Welt« im Großen (Z. 6f.). Indigo ist dabei nicht an einer originalgetreuen Übertragung gelegen, verallgemeinerbar ist i.E. aber der Umstand, dass Menschen durch ihr Tun eigenmotiviert (»was ihnen wichtig ist«, Z. 8f.) das Gemeinwohl befördern: Eigensinn und Gemeinsinn fallen hier insofern in eins. Die Begrenzung auf das nicht nur materiell gefasste Nötige, mit dem jeder und jede »leistungsunabhängig« versorgt werden solle, wird – wie das Beispiel der »neuen Schuhe« zeigt – vom Asketismus abgegrenzt (Z. 9f.). Mit der Vorstellung der simplen Übertragbarkeit vom »Kleinen« aufs »große Ganze«, von der Baumhausgemeinschaft auf die Gesamtgesellschaft, bricht Indigo später noch prägnanter:

So schön das Beispiel unseres Baumhausdorfs und der Saxofonklänge am Morgen auch ist, so unbrauchbar ist es auch. Denn es führt dazu, dass wir uns Gesellschaft vereinzelt vorstellen, Utopie als viele kleine Gruppen, die, getrennt vom Rest der Welt, in Wäldern sitzen. Diese, in kleine Gemeinschaften zersprengte Gesellschaft, könnte nur recht simple Sachen herstellen. Sie wäre dabei zwar vielleicht umweltfreundlich, allerdings geht es bei Klimagerechtigkeit nicht darum, die Umwelt zu retten und dabei ein nicht lebenswertes Leben für Menschen zu schaffen. Genau das würde es bedeuten, die Gesellschaft auf zersprengte autarke Gemeinschaften herunterzubrechen. Denn dann könnten wir keine Medizin mehr produzieren, keinen Strom, keine schnellen Transportmittel. Und müssten vermutlich von morgens bis abends schuften. Das heißt, es gilt dieses schöne Bild zu übersetzen. Es auf die gesamte Gesellschaft als eine Gemeinschaft zu übertragen. Diese Weltgemeinschaft würde ihre Entscheidungen selbstverständlich nicht in einem Plenum am Morgen treffen, sondern dezentral und doch vernetzt an vielen verschiedenen Stellen, dort wo Menschen zusammen Sachen produzieren, wohnen und leben. Dabei müsste sie, um nicht im alten verhaftet zu bleiben, auf den selben Grundzüge aufbauen, wie unser Baumhausdorf: Darauf, dass Menschen tätig sind, weil sie motiviert dazu sind und nicht weil sie gezwungen werden. Und darauf, dass sie über das verfügen können was sie brauchen. Diese Grundzüge können sich auch erst auf gesellschaftlicher Ebene tatsächlich entfalten. Denn nur dort gäbe es so viele Arten tätig zu werden und so viele Menschen mit produktiven Bedürfnissen, dass es wahrscheinlich wird, dass es für alles was notwendig ist jemand findet, der motiviert es, es zu tun. Und nur dann gäbe es die Möglichkeit Dinge so produktiv herzustellen, dass wir alle Menschen gut versorgen können und dabei noch einen Haufen freie Zeit übrig bleibt.

Will man das eingangs präsentierte Idyll verallgemeinern, so würden uns Indigo zu folge zentrale Errungenschaften der Moderne abhandenkommen. Die Versorgung mit Strom und Medizin hätten demnach eine arbeitsteilige Strukturierung zur Voraussetzung, wie sie nur in Großkollektiven realisierbar sei. Eine radikale Dezentralisierung ist für sie offenkundig an Deindustrialisierung und ein als »nicht lebenswert« etikettiertes vormodernes entbehungs- und arbeitsreiches Dasein geknüpft. Drei Elemente des gemeinschaftlichen Lebens gehören i.E. jedoch zu den verallgemeinerbaren Versatzstücken: erstens die demokratische Entscheidungsfindung, welche – hier weist sie erneut den im Raum stehenden Vorwurf einer naiven Übertragung von sich – komplexer als im

Baumhausplenum zwar dezentral, aber auch »vernetzt« zu erfolgen habe, zweitens die Versorgung aller mit dem Benötigten (was also, ohne dass sie dies ausschreibt, für die meisten Bewohner\*innen der »westlichen Welt« eine materielle Deprivilegierung impliziert) und drittens das wertorientierte Tätigsein aus freien Stücken anstatt – wie sie es im Hier und Heute beobachtet – gezwungenermaßen.

Ein sich in den Gesprächen immer wieder artikulierendes Wunschbild ist resümierend die Aufgliederung der Gesellschaft in weitere, auch über die Kernfamilie hinausweisende (Solidar-)Gemeinschaften, deren Mitglieder sich umeinander kümmern, materielle Ressourcen teilen und Beziehungspflege betreiben. Dies lässt sich als eine Facette der bereits angesprochenen Programmatik der »Vergemeinschaftung der Gesellschaft« einordnen. Zugleich können Gemeinschaften im Hier und Heute als Zukunftsvisionen formende und hoffnungserweckende »Elsewhere-Utopien« fungieren (vgl. auch Gr. 7, S. 11). Eine solche Deutung kommt auch in Indigos Verhandlung zum Tragen, in der Versatzstücke aus dem gelungenen Gemeinschaftsleben auf die Makro-Ebene übertragen werden. Zugleich vertritt sie die Ansicht, dass eine radikal dezentralisierte Gesellschaftsvision, in der Gemeinschaften autark und unverbunden voneinander existieren, nicht erstrebenswert ist. Dies bringt sie offensichtlich mit dem Entbehungsreichtum einer vormodernen agrarisch organisierten Sozialform in Verbindung. Andernorts ist die Vorstellung einer Aufgliederung der Gesellschaft in relativ autark lebende Gemeinschaften jedoch durchaus positiv behaftet (Gr. 12, S. 14), damit verbindet sich auch die – nicht ungeborene – Nachhaltigkeitsvorstellung der wirtschaftlichen Regionalisierung (Gr. 1, S. 7). Resümierend spiegelt sich darin also ein – auch für den größeren Rahmen der Klimabewegung nachzuzeichnendes (siehe S. 86) – Spannungsfeld zwischen (wirtschaftlicher und politischer) Dezentralisierung und Lokalisierung auf der einen Seite und Zentralisierung auf der anderen Seite (etwa in Form einer »Weltregierung«).

## Demokratisierung

In der vorhergehenden Betrachtung überschaubarer Gemeinschaften als »Mikro-Kosmos« klang bereits der Wunsch nach einer gesamtgesellschaftlichen Demokratisierung an. Analog dazu problematisieren die Teilnehmenden die (wahrgenommene) Aushöhlung der Demokratie in der Gegenwart (in den Politikwissenschaften mit Colin Crouch, 2020, unter dem Stichwort der »Postdemokratie« verhandelt) und stellen dem verschiedene Demokratisierungsansätze gegenüber.<sup>12</sup> So spricht sich eine Diskussionsteilnehmerin bspw. dafür aus, die Verbindlichkeit der Versprechen von (amtierenden) Regie-

<sup>12</sup> Entsprechende Forderungen werden auch auf Bewegungsebene formuliert: So ist die Einführung eines Gesellschaftsrats ein Baustein des Programms der »Letzten Generation«. Dieser Rat soll demnach »aus zufällig gelosten Menschen, die die Bevölkerung Deutschlands nach Kriterien wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Bildungsabschluss und Migrationshintergrund bestmöglich abbilden« bestehen und von Expert\*innen beraten werden. Dessen Entschlüsse zu der Frage »Wie beendet Deutschland bis 2030 die Nutzung fossiler Rohstoffe auf sozial gerechte Weise?« sind anschließend »in das Parlament einzubringen«. Die »Letzte Generation« leitet diese Forderung aus einem diagnostizierten Demokratiedefizit ab, das sich aus ihrer Sicht auch darin widerspiegelt, dass Klimaschutz und eigentlich mehrheitsfähige konkrete Maßnahmen wie das Tempolimit bei den Regierenden zu wenig Gehör finden (Letzte Generation, o.J.).

renden zu erhöhen, was sich auf einer Kritik an der politischen Praxis der »leeren Worte« gründet. Realisierbar wäre dies i.E. durch eine frühere Abwählbarkeit bei Nicht-Erreichen der gesetzten Ziele, was den Mandatsträger\*innen also auf ihre Funktion als Leistungsträger\*innen, die der Bevölkerung Rechenschaft schuldig sind, zurückverweisen soll (Gr. 12, S. 15). Auch Sofie (»SB«) geht in einer Gruppendiskussion darauf ein, wie sie sich eine Reformierung der Demokratie vorstellt:

538 SB: Mir kommt dann immer (.) meistens als erstes so das  
 539 Politische in den Sinn, dass ich denk, ich hätt gern ne  
 540 andre Politikform, also weiter Demokratie aber eine (.)  
 541 eine sehr gelebte, angewandtere (2) in (1) es sin nur  
 542 kleine Beispiele, aber (.) ich hatte es jetzt in: (.)  
 543 ich glaub es war Irland und es ging um die (.)  
 544 gleichgeschlechtliche Ehe, da ham sie son (.) auch ein  
 545 Referendum gemacht, also ein Volksentscheid, aber sie  
 546 ham irgendwie vorher die Leute über=n langen Zeitraum,  
 547 ich glaub es warn mehrere Jahre, gebrieft immer wieder  
 548 mit verschiedenen Meinungen, verschiedene Leute aus der  
 549 Gesellschaft gepickt und gesagt: Ihr werdet jetzt zu  
 550 Experten, zu unsren Multiplikatoren in der Gesellschaft  
 551 und danach entscheiden wir. Und nich einfach ne  
 552 Entscheidung zu treffen aus ner Emotion heraus (.) wies  
 553 vielleicht jetzt beim (1) Brexit der Fall war, könnte  
 554 man jetzt mutmaßen, aber (.) dass man Entscheidungen  
 555 viel mehr (.) manche Entscheidung schneller macht,  
 556 manche Entscheidung aber auch langsamer macht, weil ich  
 557 Demokratie für ne gute Form halte, aber es muss, je  
 558 nachdem, was (.) was es für Entscheidungen sind, anders  
 559 gefällt werden, also ich wünsch mir da ne andere  
 560 Beteiligung (.) und (.) ne viel transparentere  
 561 Demokratie im Generellen, (.) dass man wirklich  
 562 mitkricht, wer macht wo Lobbyarbeit, wer wird wo  
 563 beeinflusst. Wenn man will, kann man dann vielleicht n  
 564 Skript von den ganzen Gesprächen auch @sehen@ oder  
 565 wenigstens Teile daraus, dass man einfach (.) den  
 566 Überblick hat, wer (.) weils ja auch krasse  
 567 Entscheidungen sind, wer trifft die Entscheidung und  
 568 warum, weil manche Entscheidungen für mich überhaupt  
 569 nich klar sind (.) und (2) Politik für mich irgendwas  
 570 im Fokus hat, was ich nich als meinen (.) Grundwert  
 571 ansehe (2). Das wünsch ich mir auch, dass der Fokus da  
 572 wieder n bisschen in die Richtung »Mensch im Zentrum«

573 rückt, und zwar nich den Mensch, der effizienter,  
 574 besser, schneller sein soll (.), sondern der irgendwo  
 575 glücklich sein soll und dass es sehr individuell is,  
 576 aber die Freiräume, dass es den Freiraum gibt, dass  
 577 jeder so (.) sein Leben gestalten kann, wie es ihn  
 578 glücklich macht. (8) [...] (Gr. 2)

Sofie beschreibt also, sich eine Belebung der Demokratie zu wünschen, womit sie vor allem die Ausweitung der Bürger\*innenbeteiligung meint. Sie legt jedoch anhand zweier Beispiele dar, dass Volksentscheide auch vorbereitet sein wollen: Im Vorfeld müsste eine umfassende Aufklärung erfolgen, z.B. durch geloste Multiplikator\*innen, sodass Bürger\*innen informierte Entscheidungen treffen können und nicht – wie sie es für den Brexit vermutet – überwiegend »aus ner Emotion heraus« (Z. 552). Neben der Ausweitung der direkten Demokratie solle das Regierungshandeln der Repräsentant\*innen stärker kontrolliert werden, etwa indem Prozesse der Entscheidungsfindung, vor allem der Einfluss der Lobbyarbeit, für die Wähler\*innen nachvollziehbar gemacht werden. Jenseits der politischen Prozessstrukturen nimmt Sofie zum Schluss die inhaltliche Orientierung in der politischen Arena in den Blick: Die hier als wegweisend ausgemachten Werthorizonte stehen für sie dabei im Kontrast zu ihren Grundwerten, ideal wäre i.E. eine Orientierung am menschlichen Wohl, die eine instrumentelle Sicht auf den Menschen als Humankapital ablöst. Was dieses »Wohl« genauer ausmacht, möchte sie jedoch nicht festgeschrieben wissen. Es gelte durch gezielte Politik solche Rahmenbedingungen zu schaffen, innerhalb derer dem Menschen ein individuell gestaltbares glückbringendes Leben möglich ist.

Im Kern zielen die artikulierten Demokratisierungsforderungen also auf mindestens drei Ebenen: erstens auf die stärkere Einbindung aller Bürger\*innen in die politische Entscheidungsfindung im Sinne einer Forcierung der direkten Demokratie, zweitens auf eine vermehrte Kontrolle des Repräsentations- bzw. Regierungshandelns (im Hinblick auf Verbindlichkeit und Transparenz) und drittens auf die Ausrichtung des politischen Handelns am Wohlergehen der Bürger\*innen.

### Das universell gültige moralisch Gute: Zum Wert der generationalen und globalen Gerechtigkeit

700 AC: Ich find es auch sehr wichtig, dass die Menschen von  
 701 einem Ich-Gedanken so mehr in ein Wir kommen, //SF:  
 702 mhmm// aber dieses Wir auch nicht so die Familie, oder  
 703 bis zu meinem Gartenzaun, vielleicht mein Viertel,  
 704 sondern wirklich einfach größer, (.) mehr irgendwie  
 705 noch andre Menschen, oder andre, (.) die Natur, oder an  
 706 sich, einfach alles um sich rum, und die Konsequenzen  
 707 ihres Handelns mehr mit einbeziehen und realisieren.  
 708 Das wär glaub ich sehr, sehr wichtig //SF: ja//. (4) (Gr.  
 3)

Der Orientierung am »Ich« stellt Anton (»AC«) jene am »Wir« gegenüber (Z. 700f.). Wer zu diesem »Wir« gehören sollte, klärt er im Anschluss: Dieses erstreckt sich über die Familie und auch über das »Viertel« hinaus auf »andre Menschen« und »die Natur« (Z. 702ff.). Diese »Wir«-Definition verbindet sich offenkundig mit einem moralischen Anspruch, mit der Frage, wer als Moralsubjekt zu gelten hat bzw. wessen Wohlergehen handlungsleitend sein sollte (dies wird spätestens dann deutlich, wenn er sich dafür ausspricht, dass Menschen »die Konsequenzen ihres Handelns mehr mit einbeziehen und realisieren«, Z. 706f.). Innerhalb der Grenzen des Sozialraums der Familie – hier symbolisiert durch den »Gartenzaun« (Z. 703) – ist ein gewisses Maß an Selbstlosigkeit, ein Zurückstellen eigener Interessen und Bedürfnisse zugunsten derer Anderer, hierzulande gang und gäbe. Sein Ideal wäre jedoch eine universalistische Ethik, die – so können wir schlussfolgern – auch die Selbstbeschränkung zugunsten entfernter Anderer vorsieht und »einfach alles um sich rum« (Z. 706) zum moralischen Subjekt hat. Was das Verhältnis zur Natur angeht, so wird diese hier nicht als das »Andere«, sondern als Teil des »Wir«, nicht als Umwelt, sondern als Mitwelt aufgefasst. Dieser Anspruch wird von seiner Diskussionspartnerin Tina daraufhin um eine zeitliche Dimension erweitert: Es geht darum, nicht nur darüber nachzudenken, »was ist für uns in Europa gut«, sondern auch »was ist für uns und unsre, (.) die nachfolgenden Generationen auf der ganzen Welt gut« (Gr. 3, S. 16). Jan plädiert in einem ähnlichen Sinne dafür, »selbstlos zu sein« (Gr. 12, S. 10) und Selbstlosigkeit bedarf es auch Ina zufolge gerade vor dem Hintergrund, »dass wir nie wahrscheinlich nie die positiven Auswirkungen unsrer Handlungen spüren werden @(.).@« (Gr. 1, S. 27). Doch was folgt nun daraus, was zeichnet das bisher nur angerissene, zu verallgemeinernde moralisch »gute Leben« konkreter aus? Für Oskar (»OH«) ist darunter (zumindest) die Befriedigung der Existenzbedürfnisse aller Menschen zu verstehen, weshalb der universelle Anspruch für ihn unstrittig ist:

735 OH: [...], dass wir dafür sorgen müssen, dass diese gute  
 736       neue Welt äh für alle da sein muss und erst recht  
 737       natürlich für Menschen ähm, die, die um ihr tägliches  
 738       Überleben kämpfen ähm auf der Südhalbkugel, also da  
 739       braucht man sich gar keine Gedanken zu machen, ähm was  
 740       für die ein besseres Leben wäre. (Gr. 8)

Auch aus Markus' (»MC«) Sicht ist das Ideal des »guten Lebens« recht klar umrissen, insofern als er es im Wesentlichen bereits in seinen eigenen Lebensumständen realisiert sieht. Diese gilt es folglich zu verallgemeinern:

392 MC: Mhm. (1) Also (.) ich stimme natürlich total zu was  
 393       alle andren gesagt haben, das Ding ist nur (.) ähm, so  
 394       mein Leben jetzt ist eigentlich relativ gut. (1) U:nd  
 395       ich glaub (1) (bis) auf diese Details oder so ähm, (.)  
 396       die jetzt beschrieben wurden, ähm (2) ist es jetzt  
 397       eigentlich so für mich (.) total in Ordnung.  
 398       Zumindestens wie ich persönlich lebe. Das Problem ist

399           ja nur, äh, was mich noch beschäftigt, dass eben andre  
 400           Leute nicht so leben wie ich. Ähm, jetzt mal ganz platt  
 401           gesagt. (.) Also ich werde ziemlich selten  
 402           diskriminiert zum Beispiel. Ähm, (.) ich bin (.)  
 403           ziemlich, ziemlich selten Opfer von Gewalt äh und  
 404           andren Sachen, (.) u:nd (.) ich hätte aber eigentlich  
 405           gerne, dass mehr Leute so leben können wie ich. (Gr. 3)

Sieht man von »Details« ab (Z. 395) – womit er wohl die zuvor angesprochene Begründung und Verkehrsberuhigung der Städte meint – gibt Markus an, sein Leben »eigentlich relativ gut« zu finden (Z. 394). Ihm ist nicht die Verbesserung seiner Lebensumstände ein Anliegen, sondern die Angleichung derer *aller* Menschen an die seinigen. Ex negativo konkretisiert er zuletzt das vom eigenen Erfahrungshorizont aus bestimmte »gute Leben« daran festzumachen, dass ihm sehr selten Diskriminierung und Gewalt widerfährt. An anderer Stelle äußern die Teilnehmenden jedoch Zweifel an der Ansicht, dass die Idee des guten Lebens unmittelbare Einsichtigkeit und universelle Gültigkeit beanspruchen kann:

613   DB: [...] Und ich will auf keinen Fall auch, das vielleicht  
 614       noch so als Punkt, irgendwie so (.) so nen System  
 615       irgendwie über die Welt stülpen, wo man jetzt so sagt,  
 616       ja, so, das ist jetzt das gute Leben für alle. Weil ich  
 617       glaub, das (.) hat uns auch mit zu dem Punkt gebracht,  
 618       wo wir jetzt grade sind, dass halt der (.) der Westen  
 619       geglaubt hat ja der Welt vorzuschreiben, wie nen gutes  
 620       Leben aussieht (.) und irgendwie find ichs halt schön  
 621       in (.) in ner Welt zu se:-, leben, wo halt so viele  
 622       Konzepte von gutem Leben halt nebeneinander bestehen  
 623       können, aber wie das konkret aussehn kann, das wäre  
 624       halt auch (.) was ich mir sehr gerne noch mehr  
 625       vorstellen würde. (20) (Gr. 2)

David (»DB«) sieht in dem Konzept des »guten Lebens für alle« die Gefahr des universellen Aufkotroyierens partikularer Ideale angelegt. Darin erkennt er die Fortschreibung einer verhängnisvollen Entwicklung (»zu dem Punkt gebracht, wo wir jetzt grade sind«, Z. 617f.): den Export des vermeintlichen Erfolgsmodells des »Westens«, eines an Wachstumsorientierung und eine expansive Lebensweise geknüpften »guten Lebens«. Alternativ scheint ihm ein Nebeneinander verschiedener Versionen des guten Lebens wünschenswert. Bei den Bestimmungen des »guten Lebens« von Markus und Oskar wird die Verallgemeinerbarkeit also nicht in Frage gestellt, was aber auch nicht verwundert, handelt sich doch um »Minimalvarianten«, auf die man sich in diesen Kreisen leicht einigen kann. Nicht ohne Weiteres verallgemeinerbar sind folgen wir David spezifischere Entwürfe des »guten Lebens«.

Aushandlungen dazu, wie das »gute Leben für alle« beschaffen sein müsste, korrespondieren mit dem seinerseits vieldeutigen Wert der globalen Gerechtigkeit. Dessen

Einforderung basiert auf der Diagnose illegitimer Ungleichheitsverhältnisse in der Güterverteilung zwischen Generationen, Gesellschaftsgruppen und Weltregionen. Ohne dass dies menschlich in der Form intendiert worden wäre, verstärkt der geophysikalische Klimawandel bekanntlich bestehende globale Ungleichheitsverhältnisse und macht diese in aller Drastik sichtbar.<sup>13</sup> Wie ein in vielerlei Hinsicht gleichberechtigterer Weltzugang für alle aussehen könnte, wird von Julian (»JD«) reflektiert:

373 JD: [...] Mh: und ich würde halt ähm, mir wär auch wichtig  
 374 so äh (1), dass halt (.) keine Herrschaft von Menschen  
 375 über Menschen gibt. Also dass sozusagen nicht manche  
 376 Leute äh, dass halt alle sozusagen (1) alle Menschen  
 377 wertgeschätzt sind und halt gleichberechtigt sind, wie  
 378 sie halt sind, ob du jetzt in, ob du jetzt in ähm  
 379 Botswana geboren wirst oder halt in den USA so, dass  
 380 das halt (.) keine Rolle spielt. Und dass halt äh auf  
 381 der einen Seit-, und dass halt ähm (1) jede, jede  
 382 Person äh: (1) n gutes Leben führen kann und halt auf  
 383 ne Art und Weise, dass alle anderen Personen auch n  
 384 gutes Leben führen können. (1) Äh:, das heißt ja  
 385 natürlich so was wie Bild-, Zugang zu Bildung (.),  
 386 demokratische Teilhabe, Entscheidungsprozesse, Kultur,  
 387 Zugang zu Kultur, ähm und das alles halt ko- (.), also  
 388 das alles halt unbegrenzt halt, ne. Also nicht, dass,  
 389 dass du dann halt, weil du halt wenig verdienst, nicht  
 390 daran teilhaben, teilhaben kannst u:nd ähm, dass halt  
 391 auch global Krisen halt auch gelöst werden in diesem  
 392 Sinne, dass halt eben jedes Leben gleich viel wert is  
 393 und wertgeschätzt wird. (1) Also auch so auf die  
 394 Klimakrise dann, ne, weil im Endeffekt ist das ja dann  
 395 ne rassistische Krise und äh, (.) äh genau also. U:nd  
 396 äh da würd ich mir halt wünschen, dass, und da, und da  
 397 ist halt des Problem, dass es da, da müsste halt  
 398 wirklich ganz neue, dann bräuchte es auch ganz neue  
 399 also Struktur und ne ganz neue Wirtschaftsstruktur und  
 400 Ganz neue (.) Institutionen auch, also dass sozusagen  
 401 nicht so (.) Machtinteressen und (.)  
 402 Wirtschaftsinteressen sozusagen prägend für  
 403 Entscheidungen sind, sondern halt wirklich die  
 404 Fragestellung, wie erreichen wir ein gutes Leben für  
 405 alle so. (.) Das wär glaub ich so oder so ne Formel,

13 So stellt der Klimawandel laut Santarius (2007, S. 21) »[...] einen Angriff auf die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte großer Bevölkerungsgruppen dar«.

406 und @sozusagen@ jetzt ganz weit gedacht und ich denk  
 407 schon, dass man da auch konkrete, auch jetzt schon  
 408 Schritte vorangehen kann. (1) Aber das vielleicht so,  
 409 so n bisschen so (.) als eine Utopie, wo dann halt auch  
 410 wirklich äh (.) genau, wo auch die Wirtschaft dann  
 411 dementsprechend von allen gestaltet wird. (Gr. 4)

Julians Verständnis von menschlicher Herrschaft ist offenkundig als Unterdrückungsverhältnis negativ konnotiert, entsprechend schwebt ihm eine von diesem Joch befreite Zukunftswelt vor, in der allen Menschen Wertschätzung entgegengebracht und in der alle – unabhängig von Geburtsort, Hautfarbe oder Einkommen – gleichberechtigt sind. Wozu man berechtigt sein sollte, ist das »gute Leben«, das sich allein dadurch begrenzt, dass sein Vollzug das gute Leben *aller* gewährleisten sollte. Dabei scheint ihm, wie das Adverb »natürlich« (Z. 385) offenlegt, selbstverständlich, was unter dem »guten Leben« zu verstehen ist: Allen sollte die Teilhabe an prinzipiell unbegrenzten immateriellen Gütern, wie Bildung, politische Mitbestimmung und Kultur, ermöglicht werden. Von der Prämisse der Gleichwertigkeit jedes menschlichen Lebens ausgehend müsste sich auch ein anderer Umgang mit globalen Krisen – sei es die Corona- oder die Klimakrise – etablieren. Um die Idee des guten Lebens für alle zu realisieren, bräuchte es s.E. ferner einen umfassenden gesellschaftlichen Paradigmenwechsel, eine konsequente Orientierung des wirtschaftlichen und politischen Handelns am Gemeinwohl (an der »Fragestellung, wie erreichen wir ein gutes Leben für alle [...]«, Z. 404f.).

Ein zentrales Möglichkeitsfenster, um globalen Krisen zu begegnen, ist für viele Teilnehmende eine verstärkte supranationale Zusammenarbeit sowie – als bereits beschriebene »mentale Infrastruktur« (Welzer, 2011a) – die Schaffung eines inklusiveren »Wir«:

278 LG: Mh, mh ja für mich halt auch einfach so wie unsre  
 279 Forderungen. Einfach eine klimagerechte Welt. Also  
 280 halt (.) eine Welt mit (.) sozialverträglichem  
 281 Klimaschutz, in der ähm: jeder und jede irgendwie  
 282 mitgenommen und mitgedacht wird. Und möglichst niemand  
 283 äh:m (1) zurückbleibt, in der man aufeinander achtet  
 284 und ähm (.) auch irgendwie Landesgrenzen nicht mehr so  
 285 (.), nicht mehr so streng gesehen werden oder so  
 286 Länder sich nicht mehr so (1) zwangshaft voneinander  
 287 unterscheiden möchten irgendwie. Sowas (1) ja sowas  
 288 schon bisschen EU-mäßiges einfach irgendwie auf  
 289 globaler Ebene. Dass man (.) ähm (.) ja also d-, ich  
 290 versteh immer nicht, warum (1), warum ich jetzt mehr  
 291 Rechte hab irgendwo zu wohnen oder mich irgendwie  
 292 besonders zu verhalten, nur weil ich halt da halt  
 293 geboren wurde. Das, ich weiß nicht, warum ich darauf  
 294 stolz sein soll, weil das ist höchstens der Verdienst  
 295 von meinen Eltern und nicht von mir. Und ähm (.) dass

296 äh (1) ja dass da einfach irgendwie n bisschen  
 297 globaler gedacht wird und nicht jeder oder jede denkt,  
 298 ich ähm: ja muss hier gucken, dass meine Familie oder  
 299 mein Konzern oder mein Land oder so äh das reichste  
 300 und mächtigste und beste und (.), was auch immer,  
 301 tollste der Welt wird und ähm dass da einfach  
 302 gesamtgesellschaftlich (.) irgendwie (.) ähm ja  
 303 gedacht wird. Und ähm (.) da auf alle irgendwie  
 304 Rücksicht genommen wird. Und dass dann halt natürlich  
 305 auch einfach (.) zusammengearbeitet wird in, in  
 306 Krisenbekämpfung. Sei es jetzt die Coronakrise, sei es  
 307 die Klimakrise. Wir sehen jetzt auch während Corona  
 308 wir ham, du hast keine Chance, eine so, so ne globale  
 309 Pandemie oder globale Krise zu bekämpfen, wenn du da  
 310 als eigenes Land dein Ding machst. Ähm wir können  
 311 Impfstoffe entwickeln und die können wir in unserem  
 312 Land behalten und niemandem verkaufen und die Welt  
 313 wird halt trotzdem zu Grunde gehen. Deswegen muss man  
 314 da halt zusammenarbeiten. Und genauso siehts halt in  
 315 anderen Krisen halt auch aus. (8) (Gr. 7)

Zuerst nimmt Linus (»LG«) – auf die Frage nach den Zukunftswünschen der Diskutierenden hin – Referenz auf die Forderungen von FFF, die er dann herunterbricht auf »eine klimagerechte Welt« (Z. 279). Dies genauer aufschlüsselnd betont er, dass niemand bei der Umsetzung von Klimaschutzmaßnahmen auf der Strecke bleiben solle (»jeder und jede irgendwie mitgenommen und mitgedacht wird«, Z. 281f.). Damit reagiert er wohl auch auf eine im öffentlichen Diskurs hierzulande oftmals anzutreffende Skepsis und Sorge, Klimaschutz könne auf Kosten der (in den Überkonsumländern) sozial Unterprivilegierten gehen. Die globale Dimension kommt daran anschließend noch stärker in Spiel, als er seine Vision einer Welt skizziert, in der Nationalstaatlichkeit und das Konkurrenzprinzip (»zwanghaft voneinander unterscheiden möchten«, Z. 286f.) an Bedeutung verlieren. Was ihm – wie im Übrigen auch vielen anderen Teilnehmenden vorschwebt – ist stattdessen die Etablierung einer EU-ähnlichen Zusammenarbeit von Staaten im Rahmen einer supranationalen Institution (Z. 287ff.). Deren Etablierung entspricht seinem Wunsch, dass bestimmte Rechte u.a. die Wahl des Wohnorts, Menschen unabhängig vom Geburtsort zustehen sollten (Z. 289ff.) und bildet hiernach eine Voraussetzung zur Bewältigung globaler Krisen (Z. 304ff.). Im Hinblick auf die eigene rechtliche Privilegierung drückt er seine wiederkehrende Irritation aus, da ihm ihre Legitimation schleierhaft ist (Z. 289ff.): Die Geburt an einem Ort habe er sich ja nicht erarbeitet, sie sei ihm gewissermaßen zugefallen, weshalb dies auch keine Basis für Nationalstolz sein könne. Im Verbund mit der supranationalen politischen Zusammenarbeit sieht er auch auf der Ebene des Einzelnen Bedarf, den eigenen Denkhorizont und die bisherigen Kategorien des »Wir« zu globalisieren (Z. 295ff.).

Wie wir gesehen haben, wird Gerechtigkeit hier darüber definiert, dass Menschen unabhängig vom Geburtsort, aber auch vom Zeitpunkt ihrer Geburt dieselben Lebenschancen (definiert über den Zugang zu materiellen und immateriellen Gütern) und Rechte zukommen sollten. Auf globaler Ebene würde dies konsequent zu Ende gedacht eine Umverteilung implizieren (Gr. 6, S. 7). Der Orientierung am maximal inklusiven »Wir« bzw. am Wohlergehen aller liegt die – von Julian explizierte – Prämissen der Gleichwertigkeit aller Menschen zugrunde. Bestandteil und Voraussetzung dieser Gerechtigkeitsvorstellung – so lässt es sich den zitierten Passagen entnehmen – ist eine konsequente Bekämpfung globaler Krisen. Zum Zweck der Krisenbekämpfung, Friedensstiftung und globalen Gerechtigkeit halten viele Teilnehmende die Intensivierung der globalen Zusammenarbeit im Kontext einer supranationalen Institution dabei für unabdingbar.

### 5.2.3 Temporal-diskursive Einordnungen des »guten Lebens für alle«: Kontinuitäten und Diskontinuitäten zur Vormoderne und Moderne

#### Erwünschte Klimazukünfte diesseits oder jenseits von Wachstumsstreben und technologischer Fortschrittsorientierung

Die Frage, ob »Utopien diesseits oder jenseits von Wachstum und Kapitalismus« zu suchen sind, wird in den Gruppendiskussionen aufgeworfen, aber auch im sozialwissenschaftlichen Diskurs, etwa im gleichnamigen Sammelband von Görgen und Wendt (2020a). Hiermit untrennbar verschwistert ist das moderne Narrativ des technologisch getragenen Fortschrittsoptimismus. In diesem Zusammenhang drängt sich also die Frage auf, inwieweit technische Innovationen Teil der »Lösung« der Klimakrise sein sollen und können, wozu sich die Teilnehmenden imaginationen in einem Spannungsfeld zwischen sozialökologischer Deindustrialisierung einerseits und technologischem Ökomodernismus andererseits verorten lassen. Denken wir zurück an den Anfang dieses Kapitels, so weist z.B. das von Lukas im Rahmen der Schreibwerkstatt entworfene Szenario klar in Richtung einer Deindustrialisierung. Nicht selten stoßen Innovationen aus dem Spektrum der grünen Technologie im Material jedoch auf Anklang, vor allem der flächendeckende Ausbau erneuerbarer Energien, aber z.B. auch der Umbau der industriellen Produktion hin zu geschlossenen Kreisläufen (Gr. 5, S. 8). Dass solche Innovationen eine Faszination ausüben können, äußert sich auch in Indigos Text zum »Sommer der Utopien«:

[...] Die Menschen, die in dieser Gesellschaft leben werden, vielleicht auch wir in der Zukunft, werden sicher spannende Techniken entwickeln und Maßnahmen ergreifen, um zu leben, ohne das Klima zu zerstören und die Umwelt zu verseuchen. Manchmal träume ich von riesigen Segelbooten deren Segel durch Photovoltaik auch Strom produzieren, um die Batterie eines Schiffsmotors zu laden.

Technofuturistische Imaginationen (die meist im Gegensatz zu deindustrialisierten Visionen den urbanen Raum zum Schauplatz haben) artikulieren sich gehäuft, wenn es in den Gruppendiskussionen zu Anfang um Assoziationen mit dem Begriff »Zukunft« geht

– nicht selten nehmen die Befragten daraufhin jedoch Abstand dazu (z.B. Gr. 1, S. 1). Anders verhält es sich bei Felix (»FG«):

9 FD: Dann fang ich vielleicht einfach mal an, (.) wenns okay  
 10 ist. Ähm, also meine, meine Assoziationen sind so ähm,  
 11 meine ersten Bilder, die irgendwie in Kopf gekommen  
 12 sind, sind so irgendwelche krass futuristischen Städte.  
 13 So zukunftsmaßigen Städte mit irgendwelchen (.)  
 14 verspiegelten Hochhäusern äh: und aber auch irgendwie  
 15 ganz viel Grün in der Stadt und wo dann halt auf diesen  
 16 Hochhäusern irgendwie möglichst platzsparend, möglichst  
 17 ähm (.) naja in ner gewissen Weise auch effizient so  
 18 irgendwie Gemüse und Essen angebaut wird. Und irgendwie  
 19 ähm, es krasse (.) Fortbewegungsmittel gibt auch, äh  
 20 die aber alle irgendwie äh energieneutral sind. Des wär  
 21 so (.) irgendwie meine erste Assoziation. (10) (Gr. 4)

Das bildhaft beschriebene Imaginierte lässt an Science-Fiction-Filme als Medium von Zukunftsvisionen denken. Ob ihr Eintritt von Felix dabei begrüßt wird, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, zumindest kann man zwischen den Zeilen eine positive Färbung herauslesen (z.B. »ganz viel Grün in der Stadt«, Z. 15). Dazu trägt auch bei, dass Nachhaltigkeit und eine hochtechnologisierte Lebensweise in dieser Zukunftsstadt vereinbar sind: Das auf den ersten Blick Kontraintuitive dieser Vereinbarkeit wird dabei durch die Konjunktion »aber« sprachlich markiert (»So zukunftsmaßigen Städte mit irgendwelchen (.) verspiegelten Hochhäusern äh: und **aber** auch irgendwie ganz viel Grün in der Stadt«; »krasse (.) Fortbewegungsmittel [...], äh die **aber** alle irgendwie äh energieneutral sind«, H.d.V., Z. 13–15, 19f.). Deutlicher kommt in einem anderen Diskussionsauszug, in dem sich Jonas (»JK«), Mira (»MK«) und Lina (»LK«) ebenfalls auf die Frage nach Assoziationen mit »Zukunft« hin äußern, ein aufs Engste mit Technologisierung verwobenes zukunftsoptimistisches Narrativ zum Tragen:

25 JK: Und was ist schöne Zukunft?  
 26 MK: Stimmt, wir müssen auch wieder die positiven Aspekte  
 27 sehen //alle: @(.)@//  
 28 JK: Nein, nein, ich mein das ernst. Ich hab jetzt zuerst  
 29 schon daran gedacht, dass wir in dreißig Jahren echt ne  
 30 gute Zukunft haben können, ne noch bessere als heute,  
 31 deutlich besser.  
 32 LK: Ja wir könntens auf jeden Fall schaffen, dass wirs  
 33 besser machen, aber dann sollten wir mal was machen  
 34 @(.)@.  
 35 MK: Ich denk vor allem vielleicht auch ähm  
 36 JK: Ich red jetzt nich  
 37 nur vom Klima

38 MK:                   „vielleicht auch von äh Forschung im  
 39                           Weltall oder auch einfach so //JK: oh ja// die ganzen  
 40                           Sachen, sind wir einfach weiter=(.)=entwickelt. Und  
 41                           ähm (.) vielleicht können wir auch mit so (.) ähm (.)  
 42                           Weiterentwicklungen auch irgendwas, irgendwie (.)  
 43                           Sachen, also Probleme auch irgendwie (.) beenden. Also  
 44                           auch irgendwie so (1) Hunger oder die ganzen Sachen. (Gr.  
 11)

Jonas' Frage »Und was ist schöne Zukunft?« wird zunächst von Mira als Ausdruck des (unter Klimabewegten verbreiteten) Bestrebens interpretiert, sich dem Hoffnungserweckenden zuzuwenden. Diese Interpretation weist er daraufhin zurück (»Nein, nein, ich mein das ernst«, Z. 28). Sein späterer Einschub (»Ich red jetzt nich nur vom Klima«, Z. 36f.) legt nahe, dass es ihm also nicht um ein Hoffen *trotz* der erwartbaren zukünftigen Widrigkeiten, sondern um eine »gute Zukunft, [...] ne noch bessere als heute« (Z. 30) geht, die sich – anders als es Lina suggeriert (Z. 32f.) – auch unabhängig von der Klimawandeleindämmung denken lässt. Das optimistische Narrativ bekräftigend, konkretisiert Mira am Ende der Sequenz, welche wünschenswerten Entwicklungen sich entfalten könnten (Z. 38ff.). Konträr zu Jonas' Positionierung ergeben die Ausführungen aber das Gesamtbild, dass (erwünschte) Zukünfte nicht *jenseits* der Klimawandelbekämpfung gedacht werden – vielmehr handelt es sich i.d.R. um imaginative Versuche der Zukunfts- bzw. Problembewältigung (siehe Kap. 5.6).

In diesem Zusammenhang lässt sich auch festhalten, dass die systemimmanente Klimawandelbekämpfung aus Sicht vieler Teilnehmender ein Holzweg darstellt u.a., da sie der bloßen Symptombewältigung verdächtigt wird (Gr. 3, S. 12). Bleibt man dem ursächlichen Paradigma der Wachstumsorientierung verhaftet, so werden die planetaren Grenzen demnach weiter überstrapaziert, »bis dann [...] der nächste Rohstoff oder sowas kommt« (Gr. 3, S. 3). Insgesamt wird überwiegend eine Abkehr vom Wachstumsparadigma bzw. eine *Begrenzung* der Ressourcen- und Energienutzung als Notwendigkeit ausgemacht. Doch worin soll ein solcher »Wandel des Systems« aus Sicht der Teilnehmenden münden? Während vergleichsweise klar umrissen scheint, was eine Fortschreibung der derzeitigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung bedeutet, strapaziert das Visionieren eines diskontinuierlichen Wandels nach Angaben der Befragten die Einbildungskraft erheblich (Gr. 5, S. 20) – dies liegt hiernach auch darin begründet, dass wir als »Gesellschaft [...] das Träumen verlernt« hätten (Gr. 2, S. 14) (vgl. Abs. 5.4.2). In den Ausführungen wird dabei z.B. auf Vorschläge wie den »neuen Sozialismus« (Gr. 8), die Gemeinwohlökonomie (Gr. 9) und den anarchistischen Syndikalismus (Int. 7) rekurriert, mitunter ist aber auch die Rede von einem Gesellschaftssystem, das »noch nicht erfunden« wurde (z.B. Gr. 7, S. 8). Vielfach artikuliert sich ein utopiekritischer Diskurs. Daran anschließend argumentieren Sia (»SE«) und Mark (»ME«) anders als Alina (»AE«) in der folgenden Gruppendiskussionssequenz auf meine sich aus dem Gespräch ergebende Frage hin, ob sie einen Wandel des (kapitalistischen) Systems oder einen Wandel *im* System vorziehen würden, zugunsten des letzteren:

856 SE: [...] Also, wenn ich so n bisschen dran denke, is es  
857 glaub ich mehr n Wandel im System. Ich tu mich aber  
858 auch schwer, ähm, (.) da so meine Imagination so weit  
859 zu strecken, um was ganz anderes zu erträumen zu nem  
860 (.) gewissen Punkt und äh vielleicht hat das auch  
861 einfach was n bisschen mit Sicherheit zu tun, weil ich  
862 das System jetzt kenne und man vielleicht da mehr die  
863 Risiken oder irgendwelche (.) die, die Grenzen  
864 abschätzen kann als jetzt was Neues, und ähm, ich auch  
865 durchaus denke, dass es möglich is, dass man keinen  
866 sch- kompletten Systemwandel braucht. Vielleicht kann  
867 auch der Systemwandel, also ist die Frage, ab wann  
868 würde man das als n kompletten Wandel bezeichnen auch  
869 ähm (.) kann ja auch n, einfach n ökologisch-soziales  
870 (.) äh, äh System, kapitalistisches System sein. (3)  
871 °Ja? Alina, ich bin fertig @(.)@°.

872 AE: Ähm ich stell mir schon n anderes System vor, ich  
873 mein, der Kapitalismus kann ja weiterhin daneben  
874 bestehen, und es kann ja trotzdem auch vieles auf  
875 Grund (1) von Kapital ähm passiern, aber grade sowas  
876 wie Genossenschaften, das gab's früher viel mehr als  
877 jetzt grade, ähm so Koopera-, also, allein schon ein  
878 Verein ist ja etwas eher Nicht-Kapitalistisches, weil  
879 wir ja, (.) ähm, (.) wir agieren zwar im  
880 kapitalistischen System, aber wir investieren jetzt  
881 nicht in irgendwelche Aktien und Geld is nicht unser  
882 Haupt=(.)=antreiber, sondern eigentlich wolln wir was  
883 fürs Gemeinwohl tun und auch des is eigentlich schon  
884 antikapitalistisch in dem Sinne oder zumindest nicht  
885 den Kapitalismus direkt befördernd. Und wenn's einfach  
886 viel mehr solche Sachen gibt, (.) ich muss dir  
887 zustimmen, ähm, dass man sich das so schlecht  
888 vorstellen kann, weil wir einfach (1) ja da, da reicht  
889 irgendwie die Vorstellungskraft nicht aus, aber (5)  
890 ich kann mir gut vorstellen, dass es möglich ist, oder  
891 grade wenn man sich's im Kleineren anschaut, irgendwie  
892 in der Hofgemeinschaft oder dass sich (.) wieder viel  
893 mehr familiärer wird, dass man vielleicht in ner  
894 Großfamilie oder mit nem großen Freundeskreis irgendwo  
895 hinzieht, sich sehr viel teilt. Allein das ist ja  
896 schon, es muss nicht jeder (.) alles einzeln besitzen,

897 sondern man hat einen Akkuschrauber und jeder kann den  
 898 mal benutzen. Ähm grade so, oder (.) kann ja auch  
 899 allein in der Stadt sein und (.) in der Straße  
 900 schreibt man rein ich hab nen Akkuschrauber, meldet  
 901 euch bei mir, wenn ihr's braucht und das ist, ähm,  
 902 irgendwie wird des öfters benutzt, man braucht nicht  
 903 so viel dafür und so weiter. Also, solche Ansätze,  
 904 ähm, wo es nicht mehr darum geht, etwas selbst zu  
 905 besitzen, also man kann's auch natürlich besitzen,  
 906 aber es wird halt mehr geteilt und (4) ja (.) ähm (.)  
 907 dadurch (2) Nachhaltigkeit auch vorangetrieben. (1)  
 908 Und nicht nur, dass jeder halt nen nachhaltigen  
 909 Akkuschrauber besitzt, aber es hat dann letztendlich  
 910 doch jeder einen Akkuschrauber und (.) es sind  
 911 wahrscheinlich zehn Stück mehr, weil die die meiste  
 912 Zeit einfach verstauben und im Schrank rumliegen und  
 913 es vielleicht einmal im Jahr gebraucht wird. (3)  
 914 ME: Ich glaub bei mir wärs auch eher n Wandel im System,  
 915 weil des, also jetzt so die Vorstellung, okay, das  
 916 System umzuschmeißen und n Neues (.) zu schaffen, löst  
 917 glaub ich bei mir einfach (1) doch Angst (1) aus und  
 918 weil des jetzt vielleicht auch bei uns in Deutschland  
 919 präsent ist, dass n anderes System nach hinten losgeht  
 920 mit der DDR und ähm, also ich glaub, für mich wär's  
 921 einfacher einen, einen Wandel im System, eben auch um  
 922 die eigene Sicherheit irgendwie (.) zu behalten. (6) (Gr.  
 5)

In dem Diskussionsausschnitt werden verschiedene Begründungen dafür angegeben, (k)einen »Wandel des Systems« zu wollen. Sia äußert anfangs, beim Erträumen eines möglichen Wandels an die Grenzen ihrer Einbildungskraft zu stoßen, was auch von Alina verallgemeinernd bekräftigt wird. Sia bringt dies mit ihrem Bedürfnis nach Sicherheit in Verbindung (»vielleicht hat das auch einfach was n bisschen mit Sicherheit zu tun«, Z. 860f.) – dem Nicht-Imaginieren-Können liegt demnach ein Nicht-Imaginieren-Wollen zugrunde. Während ihr die derzeitige Wirtschafts- und Gesellschaftsform vertraut und daher in ihren Risiken kalkulierbar scheint, sei ungewiss, was eine neue Ordnung mit sich brächte. Später bejaht auch Mark, dass das Thema der »Sicherheit« für ihn den Ausschlag gibt (Z. 921f.). Mit einem »Wandel des Systems« assoziiert er eine revolutionäre Umwälzung (»das System umzuschmeißen«, Z. 915f.), in deren Folge eine neue Ordnung installiert wird. Dass dies für ihn angstbesetzt ist, begründet er mit der im kollektiven Gedächtnis verankerten DDR-Erfahrung – mit der Rede vom »neuen System« assoziiert er also in Anlehnung an eine verbreitete Deutungsfigur den Sozialismus. Somit ist für

Mark, anders als für Sia, nicht die Ungewissheit angstinföllend, sondern die wahrgenommene Gewissheit, dass ein solcher Versuch damals wie heute zum Scheitern verurteilt wäre. Hiermit verweist er also auf einen anti-utopischen oder utopiekritischen Diskurs, der um das totalitären Potenzial des Utopischen kreist (siehe u.a. S. 76). Anders als ihre Vorfriednerin affirmsiert Alina die Vision eines »Wandels des Systems«, der also jenseits des Kapitalismus zu verorten ist. Ihre Wunschvorstellung beinhaltet jedoch nicht unbedingt eine radikale Abkehr vom Kapitalismus, vielmehr könnte dieser auch in einer anderen Ordnung des Sozialen einen Platz haben bzw. bestimmte Bereiche des Zusammenlebens weiterhin strukturieren. Sie wünscht sich aber – so lässt sich unschwer herauslesen – eine Abkehr von der Hegemonie der kapitalistischen Profitorientierung zugunsten einer Gemeinwohlorientierung als handlungsleitendes Prinzip menschlichen Zusammenlebens. Eine solche Orientierung sieht sie auch im Wirken des Naturschutzvereins realisiert, in dem sie sich zusammen mit Sia und Mark engagiert. Am Beispiel solcher kleiner und bereits gegenwärtiger Utopien, wie etwa jener des Vereins, könnte sie sich eine transformierte Gesellschaft vorstellen und an solchen Beispielen versucht sie dies den Anderen vorstellbar zu machen. Als utopische Praxis skizziert sie in diesem Zusammenhang auch das Teilen von Dingen in Gemeinschaften von Freund\*innen, Familienmitgliedern oder auch in Wohnvierteln (wofür sie das prototypische Beispiel des »Akkuschraubers« nennt). Definitionsfragen unterliegt, wie Sia am Ende ihres Beitrags heraushebt, was eigentlich unter die einigermaßen unklare Formulierung »Wandel des Systems« fällt. So fragt sie sich, ob womöglich keine Notwendigkeit für einen radikalen Umbruch besteht, ob Nachhaltigkeitsmaßnahmen auch systemimmanent im Rahmen eines ökosozialen Kapitalismus realisierbar wären. Anderorts spricht sich auch Sarah für eine Steuerung über Marktmechanismen (in Form einer CO<sub>2</sub>-Steuer), eine Umorientierung vom quantitativen hin zum qualitativen Wachstum aus (Int. 4, S. 10) und auch Lukas vertritt die Auffassung, dass sich die »Marktwirtschaft«, insbesondere die Angebotsvielfalt, bewährt habe, gleichzeitig sei eine durch den Staat »reguliertere Zukunft« wünschenswert (Gr. 1, S. 15).

Wie zuvor Sia und Mark stören sich auch Anton (»AC«) und Markus (»MC«) an den herkömmlichen »großen« Gesellschaftsutopien, sie akzentuieren in ihrer Deutung jedoch die mangelnde Praxistauglichkeit:

540 AC: Ja genau, also es wird einfach irgendwie äh, (.) es  
 541 sind alles nur Symptome fürs gleiche Problem und da ein  
 542 (.) Wurzel des Problems ist dieses äh wir brauchen  
 543 immer mehr, wir brauchen mehr und äh, aber die Frage  
 544 ist, (.) wie isses. Es ist keins dieser  
 545 Alternativvorschläge, //SF: mhmm// die jetzt bisher, die  
 546 es bisher gab waren einfach, also äh, realistisch  
 547 zukunftsfähig, also sie, der Kommunismus und  
 548 Sozialismus (.) war's einfach nich, also das is leider  
 549 nich umsetzbar das, das beruht //MC: ja// zu sehr auf  
 550 der guten Natur des Menschen, es is n schöner Traum,  
 551 genauso wie die Anarchie, dass man sagt alle haben

552 gleich viel Macht und es gibt keine  
 553 Hierarchiestrukturen. Aber es gibt halt einfach  
 554 Menschen, die da streben, nach Macht über andere  
 555 streben, die halt einfach nich gerne alles mit allen  
 556 teilen //SF: ja// und daran scheitern solche Systeme,  
 557 die sind halt nicht so (.) unter Kontrolle //SF: mhm//  
 558 und da muss halt irgendwie (.) vielleicht n Mix aus  
 559 allem, irgendwas Neues, aber es ist so, wie's jetzt is,  
 560 wird's (.) irgendwann nicht mehr sein @(.@). Aber (.)  
 561 nich wegen der Klimakrise.(3)

562 MC: Ich glaub (1) das Problem bei diesen ganzen Utopien is  
 563 ja, dass man dann, (1) auch bei diesem ganzen Teilen  
 564 dingens, //SF: mhm// da geht man dann ja auch wieder  
 565 vom perfekten Menschen aus. Und (.) jetzt ham wir aber  
 566 leider gesehn, dass es den perfekten Menschen so nicht  
 567 gibt, und den kann man leider auch so nicht wirklich  
 568 gut erziehen. Ähm (1) insofern ist es total schwierig  
 569 dann von einer Utop-, also von (1) von einem  
 570 alternativen Gesellschaftssystem zu reden, was dann der  
 571 totale Heilsbringer sein wird //SF: mhm//. Also (.) das  
 572 andere Extrem, zum Beispiel der Kommunismus (.) oder  
 573 der Sozialismus, war jetzt, (.) so wie er durchgeführt  
 574 wurde, auch nicht wirklich (.) klima=(.)=freundlich mit  
 575 allen andern Problemen, die der natürlich auch sonst  
 576 hatte. //SF: Ja.//(2) (Gr. 3)

Auf der Illusion eines »perfekten«, also prosozial denkenden und handelnden Menschen gebaut, entpuppen sich Sozialismus und Anarchie als »schöner Traum« (Z. 550). Das gelte auch für die im Vorfeld dieser Aussage umrissenen Vision einer auf das Teilen von Dingen ausgelegten Gesellschaft, womit der häufig eingebnete Utopie-Begriff eine Weitung erfährt. Ein hier vorausgesetzter »perfekter« Mensch sei nicht erziehbar, womit Markus auf Bestrebungen anspielt, die im historischen Sozialismus unter dem Schlagwort des »neuen Menschen« firmierten. Während bei Markus allgemeiner von dem nicht existenten »perfekten Menschen« (Z. 566) die Rede ist, vertritt Anton die Ansicht, dass die Voraussetzung der »gute[n] Natur« bei einem bestimmten »nach Macht strebenden« Menschentypus nicht gegeben sei (Z. 553ff.). Diesem werde hier – anders als in demokratischen Systemen – zu wenig Einhalt geboten (»die sind halt nicht so (.) unter Kontrolle«, Z. 557). So bekämen Menschen vom besagten »Schlag« die Gelegenheit, das Machtvakuum zu ihren Gunsten autokratisch zu füllen oder sich anderweitig zu bereichern und dadurch das System zu unterwandern. Ergänzend fügt Markus hinzu, dass sich der Sozialismus, wie er bisher umgesetzt worden sei, nicht gerade durch Klimaschutz hervorgetan hat, womit er auf die mangelhafte Tauglichkeit zur Bewältigung der Klimakrise hinweist. Wie nun die angerissene und affinierte neuartige gesellschaftliche Ordnung

als »Mix« (Z. 558) aus verschiedenen Versatzstücken im Gesamtzusammenhang aussehen könnte, darauf wird hier wie andernorts nur andeutungsweise eingegangen. Aus dem obigen Auszug lässt sich bspw. schließen, dass den Befragten eine gemeinwohlorientierte Gesellschaft vorschwebt, in der der politische Einfluss des oder der Einzelnen durch Mechanismen demokratischer Kontrolle eingehegt wird. Ein radikaler Bruch mit dem kapitalistischen System wird – wie wir mehrfach gesehen haben – mit dem historischen Scheitern des Sozialismus identifiziert und ist daher für viele Teilnehmende verdachtsbehaftet. Insofern gleicht der in Verbindung damit in Anschlag gebrachte Utopie-Begriff dem »Nicht-Ort«, aus dem sie sich seit Morus etymologisch herleitet. Gegenüber einer Fortschreibung klassisch-moderner Utopien werden überwiegend offenere Entwürfe des Utopischen bevorzugt, die nicht geplant und installiert werden, sich vielmehr dynamisch entwickeln (Gr. 7, S. 9), in deren Rahmen verschiedene Varianten des »guten Lebens« koexistieren dürfen (Gr. 2, S. 14; Gr. 5, S. 20) und Versatzstücke verschiedener Gesellschaftsordnungen kombiniert werden (siehe auch Welzer, 2020, zur dynamischen, modularen, reversiblen Utopie einer »reduktiven Moderne«).

**»Back to the roots« oder »Zurück zu etwas, das wir noch nicht kennen«:  
Zukunft als »Zurückgehen«?!**

An vielen Stellen klingt – mitunter explizit, mitunter implizit – eine Hinwendung zum (imaginierten) Vergangenen an, etwa im folgenden Dialog zwischen den FFF-Aktivist\*innen Nora (»NC«) und Anton (»AC«):

358 NC: Ich wollte früher immer, dass ähm, oder will's  
 359 eigentlich immer noch, dass Autos wieder durch Pferde  
 360 ersetzt werden. //SF: @(.)@// Ähm  
 361 AC: <sup>l</sup>Aber das ist so  
 362 anstrengend.  
 363 NC: <sup>l</sup>Ja, aber wenn man das so oft macht, dann-  
 364 AC: <sup>l</sup>Die  
 365 machen auch ganz schön viel Dreck. @(.)@ (1)  
 366 NC: Ja, aber den kann man @(.)@ wegräumen im Vergleich  
 367 //SF: @(.)@// zu dem Dreck, den Autos machen. Naja, ähm  
 368 fänd ich irgendwie cool @(.)@ //SF: @(.)@//. Nee ähm,  
 369 (1) ja aber das, also das, was Anton gesagt hat, das  
 370 klingt sehr schön. Ähm (.) ja einfach (.) ja dieses  
 371 mehr miteinander sprechen, °das is wirklich°, und vor  
 372 allem auch find ich, dass man wieder mehr so (1) lernt  
 373 auch irgendwie oder, oder mehr Leute wieder lernen °so  
 374 n bisschen° (.) Natur mehr wertzuschätzen und die dann  
 375 auch (.) dadurch mehr schützen wollen und sowas. (4) (Gr.  
 3)

Zuerst schildert Nora – offenbar halb im Ernst, halb im Spaß – ihren schon seit Längerem bestehenden »Traum« von Pferden als das Auto ablösendes Transportmittel (Z. 358–360), woraufhin Anton Einwände äußert. Dass dieser Vorschlag ironisch gebrochen ist, wird später klar ersichtlich, deutet sich an dieser Stelle aber u.a. schon daran an, dass sie diese Ausführungen mit »Nee ähm (1) [...]« (Z. 368) abschließt, bevor sie zur Kommentierung von Antons Entwurf eines »perfekten Tages« übergeht, der zuvor in dieser Arbeit bereits Gegenstand war (S. 251). Eine Vergangenheitszuwendung deutet sich hierbei sowohl in Antons Zukunftsentwurf als auch in dessen Kommentierung durch Nora implizit durch das Adverb »wieder« an (»man redet **wieder**«; »**wieder** eine Gesellschaft sein ist viel etablierter«; »mehr Leute **wieder** lernen °so n bisschen° (.) Natur mehr wertzuschätzen«, H.d.V., Gr. 3, S. 8f.).

Im weiteren Verlauf entspinnt sich an der von mir an die Gruppe gerichtete Frage, ob und in welcher Hinsicht ein »Zurückgehen« nach ihrem Dafürhalten ein gangbarer Weg wäre, folgende Diskussion zwischen Nora (»NC«), Anton (»AC«) und Markus (»MC«):

- 431 SF: Und meint ihr, dass ähm (.) so eine Zukunft, ideale  
 432 Zukunft für euch, dass die auch verbunden ist mit nem  
 433 gewissen Zurückgehen, also dass man zum Beispiel, wie  
 434 du, Nora, meintest, dass man Pferde, statt @Autos@  
 435 einsetzt, also ist es  
 436 NC: ↗(das war ja ein Scherz)↓  
 437 SF: ↗Also gibt's da noch mehr Beispiele  
 438 oder Ideen, die euch einfallen, was, in welcher  
 439 Hinsicht es gut wäre irgendwie bisschen zurück (.) zu  
 440 gehen in die Vergangenheit?  
 441 NC: Also auf jeden Fall in Sachen Konsum natürlich //SF:  
 442 mhmm, ja//. Ähm ich mein es ist schon was dran, wenn uns  
 443 alte Leute oder ältere Pe-, Personen auf Demos oder so  
 444 vorwerfen, (.) die Jugend ist schuld, weil wir mehr  
 445 konsumieren //SF: mhmm//. Also die (), die die () schon  
 446 n wahren Kern ähm is einfach () viel zu viel geworden  
 447 //SF: mhmm// (irgendwann). Ähm.  
 448 AC: Die Frage is, war's früher anders?  
 449 MC: Mh ich glaub  
 450 NC: ↗Ich glaube es wäre früher anders gewesen,  
 451 wenn die Leute früher die Mittel dazu gehabt hätten.  
 452 (1) Hatten sie aber noch nicht. (1)  
 453 AC: Wie meinst du?  
 454 NC: Naja, (.) früher gab's einfach, also (1) ich mein's  
 455 (.), du hast es doch bestimmt auch, dass (.) ältere  
 456 Menschen dir sagen, ja, @früher, damals vor fünfzig  
 457 Jahren hatten wir zwei paar Hosen und zwei Pullis fürs  
 458 ganze Jahr@ und das hat uns gereicht und, und so, weil

459                   wir halt irgendwie, keine Ahnung, weil wir (.)  
 460                   irgendwie nachm Krieg nich so viel hatten oder so. (.)  
 461                   Des is ()

462   AC:    „Na wer hat, der kann.“ Also es is, das ist ja,  
 463                   also natürlich ich glaub alle hätten so @gelebt@, und  
 464                   würden auch jetzt noch so leben, wenn wir halt so arm  
 465                   wären //NC: ja//. Aber die Möglichkeit schafft das  
 466                   Problem. Also es ist eigentlich kein Rückschritt, wir  
 467                   gehen nicht zurück, weil wir haben ja weiterhin so  
 468                   viel, wir gehen eigentlich einen progressiven neuen Weg  
 469                   //SF: hm//. Ich finde diese Bezeichnung zurückzugehen  
 470                   //SF: ja// ist eigentlich immer falsch, //SF: mhmm//  
 471                   weil's einfach immer ne andere Situation ist und is  
 472                   auch n ganz schwieriges Framing, weil rückschrittig  
 473                   sein, das ist einfach negativ //SF: Ja//. Also wir gehn  
 474                   schon progressive neue Wege, //SF: mhmm// die irgendwie  
 475                   dazu führen, dass Leute ihre eigenen, (.) ihre eigenen  
 476                   Besitztümer, die sie haben, einfach so sehr  
 477                   wertschätzen, dass sie gar nichts Neues brauchen, zum  
 478                   Beispiel, //SF: mhmm// oder dass sie die lieber  
 479                   a:ufwerten oder so was, //SF: ja// aber dass das mehr  
 480                   gewertschätzt wird als Beispiel. (2)

481   SF:  Ja.

482   MC:  Ja, ich weiß auch nich, ob (.) zurückgehen //SF: mhmm//  
 483                   da so die, (.) der richtige Weg ist. Weil wie gesagt,  
 484                   Gerechtigkeit ist ja da was, was ganz groß im Fokus  
 485                   steht und (1) also die Welt war früher vieles, aber sie  
 486                   war bestimmt nicht gerechter, ähm als sie jetzt ist und  
 487                   als wir sie uns vorstellen, auf gar keinen Fall //SF:  
 488                   mhmm//. (Insofern) glaub ich, dass Zurück da einfach (.)  
 489                   nich so der richtig-, der richtige Weg is //SF: ja//.  
 490                   (2) (Gr. 3)

Anfangs nimmt Nora vor allem auf die zweite von mir gestellte Frage Bezug, indem sie – auf FFF-Demonstrationen auf sie zugekommene ältere Menschen zitierend – an der vermeintlich stärkeren Konsumorientierung und dem Naturverbrauch der jetzigen Jugend im Vergleich zu den Vorgängergenerationen Kritik übt. Später stellen sie und andere Mitdiskutierende diese Kritik in Frage. Die aus materiellem Mangel resultierende unfreiwillige Genügsamkeit der Vergangenheit wird dabei abgegrenzt von der angestrebten Praxis freiwilliger Genügsamkeit inmitten des fortbestehenden Überflusses (»wir haben ja weiterhin so viel«, Z. 467f.). Da die Ausgangsbedingungen voneinander abweichen (Mangel vs. Überfluss) sei die Rückschau nicht hilfreich, um einer sozialökologischen Transformation in der Gegenwart den Weg zu ebnen. Zu einer Absage an die

Rahmung des Erwünschten als »Rückschritt« trägt darüber hinaus das Mitdenken der Außenwirkung des ökologischen Projekts bei: Eine Semantik der »Rückschrittlichkeit« sei gesellschaftlich negativ behaftet im Gegensatz zu jener der »progressiven neuen Wege« (Z. 469ff.).<sup>14</sup> Hier wird aber nicht nur strategisch, sondern auch wertebasiert argumentiert: Den für FFF orientierenden Wert der Gerechtigkeit sieht Markus in der Vergangenheit kaum realisiert, sodass man sich hieran (im Gesamten) kein Vorbild nehmen könne.

Auch wenn – wie wir eingangs gesehen haben – in dieser Diskussion auf impliziter Ebene das Wiederherstellungsnarrativ in mancher Hinsicht aufscheint, wird dieses also auf expliziter Ebene zurückgewiesen. Anderorts ist hingegen affirmativ vom »*back to the roots*«, »zum Ursprung kommen« oder Fruchtbarmachen des »Wissen[s] der Ältesten« die Rede (Gr. 12, S. 14): Hiermit anvisieren die Befragten insbesondere ein gelungenes Zusammenleben mit der Natur sowie gemeinschaftliche Lebensmodelle. An anderen Stellen ziehen die Teilnehmenden Sparsamkeitspraktiken, wie sie unter Bedingungen materiellen Mangels geläufig waren (»ohne Verpackung einzukaufen, mit eigenen Behältern irgendwo hinzugehen«, Gr. 6, S. 10), oder auch das Losprinzip der athenischen Demokratie (Gr. 2, S. 13) als Inspirationsquellen zur Zukunftsimagination heran. Ein solcher Zugriff auf die (imaginäre) Vergangenheit kann damit zugleich den Sinn für die Veränderbarkeit bzw. Kontingenz des Gegenwärtigen schärfen. D.h., in den Ausführungen finden sich auch Verweise auf Vergangenheitselemente mit dem Zweck, *Zukünfte vorstellbar zu machen*. Beispielsweise bezieht sich ein Diskussionspartner auf Lebensmittelkarten in der DDR, um sich eine mögliche Regulierung des Fliegens vorzustellen (»Du hast jetzt schon deine Flugkarte, //IA: @(.)@// jetzt kriegst du nich noch eine«, Gr. 1, S. 9), was er letztlich als eine wenig realistische, nur unter katastrophischen Bedingungen umsetzbare Option abtut. Eine andere Verhandlung des (imaginierten) Vergangenen, in der *Neues und Altes verschrankt* sind, findet sich in der folgenden Diskussionspassage, die sich zwischen Ina (»IA«), Lukas (»LA«) und Elias (»EA«) entspinnt:

326 IA: Ich glaub sostell ich mir so n bisschen eine  
 327 Wunsch=(.)=zukunft vor  
 328 LA: Was stellst du  
 329 IA: Dass es so zurück zur  
 326 Regionalität geht, //EA: hm// was nich heißt zurück zum  
 327 Bauerntum, aber zurück (.) zu irgendwas, (.) was wir  
 328 noch nich so ganz wissen.  
 329 EA: Mhm, (.) was man sich halt auch nich so richtig  
 330 vorstellen kann momentan //IA: nee// denn sowas gabs ja  
 331 nich. [...] (Gr. 1)

Ina gibt einleitend an, sich das Zurückgehen zum regionalisierten Wirtschaften als »Wunschkunst« (Z. 327) vorzustellen, was jedoch nicht gleichzusetzen sei mit »zurück zum Bauerntum« (Z. 330f.) bzw. einer Rückkehr zur vormodernen Agrargesellschaft.

14 Fortschrittlichkeit wird hier – abweichend von dem Zukunftsnarrativ der Moderne – als »freiwillige Genügsamkeit« definiert.

Es sei also nicht erstrebenswert, in die Vergangenheit »zurückzugehen«, sondern »zurück (.) zu irgendwas, (.) was wir noch nich so ganz wissen« (Z. 331f.). Somit stellen sich in dieser Deutung die Suchrichtungen des »Zurück zu« einerseits und des Neuen, Unbekannten, Nicht-Dagewesenen andererseits als ineinander verschränkt dar.

### 5.2.4 Zusammenfassung: Gestaltungshorizonte – Entwürfe gelingenden Zusammenlebens

In mancher, aber nicht jeder Hinsicht lassen sich die hier besprochenen utopischen Vorstellungen als Gegenentwürfe zur Moderne<sup>15</sup> verstehen, ein Hadern damit ist fraglos ein wichtiger Ausgangspunkt, von dem aus die ökologisch Bewegten alternative Zukünfte imaginieren. Zwischen (geläufigen Begriffen von) »Vormoderne« und Moderne gelagerte, über die artikulierten Visionen sozialökologischer Zukünfte hinweg aufscheinende Spannungsfelder liegen dabei bspw. zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung sowie zwischen Deindustrialisierung und Technologisierung. Analog zu Welzers (2020) Skizze einer »reduktiven Moderne« wird der Moderne jedoch i.d.R. keine Absage erteilt. Stattdessen erscheint den Befragten ein Fortschreiben bestimmter Errungenschaften unter dem Vorzeichen der sozialökologischen Verträglichkeit wünschenswert, darunter vor allem die individuelle Gestaltungsfreiheit, Rechtsstaatlichkeit, demokratische Mitbestimmung und ein gewisser auch technologisch ermöglichter Lebensstandard. Daher eignen sich Gesellschaftsutopien wie der Kommunismus, der sich bekanntlich allzu oft als autokratischer Realsozialismus entpuppt hat, aus Sicht vieler Teilnehmender nicht oder nur bedingt als Folie zur Zukunftsgestaltung.

Die Bewältigungsnotwendigkeit der Klima- und Umweltkrise macht in den Ausführungen eine »kollektive Selbstbeschränkung« (Horn & Bergthaller, 2020, S. 115) der Überkonsumländer erforderlich und impliziert überwiegend eine Abkehr von dem mit der Moderne verknüpften Wachstumsparadigma. Darin sehen viele Teilnehmende eine Chance: Im Zuge dessen könnten sich Strukturen etablieren, die sowohl das (sich nicht in Partikularinteressen erschöpfende) Gemeinwohl als auch das Eigenwohl befördern, ein in zweifacher Hinsicht gutes Leben und Zusammenleben. Im Rahmen des angestrebten Wertewandels hin zum Postmateriellen und der Verallgemeinerung minimalistischer Praktiken, z.B. des Teilens, kommt der Hinwendung zum Gemeinschaftlichen – wie wir gesehen haben – eine besondere Bedeutung zu. Die hochgehaltene Gemeinwohlorientierung hat dabei ein universell gefasstes »Wir« zum Bezugspunkt, das auch die natürliche Umwelt einschließen kann. Über die Ausführungen hinweg artikuliert sich eine Minimaldefinition des zu universalisierenden »guten Lebens«, die sich vor allem über den gleichberechtigten Zugang zu immateriellen und materiellen Gütern bestimmt. Jenseits solcher Minimaldefinitionen werden universalistische Festschreibungen des »guten« glückbringenden Lebens jedoch auch verdächtigt, den Eigensinn von Individuen oder den Gemeinsinn bestimmter Gruppen zu unterminieren.

<sup>15</sup> Der (Spät-)Moderne werden dabei im Gegensatz zur »Vormoderne« u.a. folgende Entwicklungen zugerechnet: soziale Differenzierung, Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensstilen, Urbanisierung, Globalisierung und Rationalisierung.